

Nr. 101

1/11



WO GOTT IST,
DA IST ZUKUNFT
PAPSTBESUCH 2011

INFORMATIONEN

für Mitarbeiter und Mitarbeiterinnen

INHALT

„Wie wollen wir sterben?“

Hospiz –
ein Ort des Lebens!

Demenz und Seelsorge

Ein christlicher Garten
für Berlin

Internationale
Finanzmärkte



Vorwort

- 3 „Habt Ihr Angst vor dem Papst?“
von Dompropst Dr. Stefan Dybowski



- 4 „Wie wollen wir sterben?“
Interview mit Dr. Michael de Ridder zu Fragen einer neuen Sterbekultur in Zeiten der Hochleistungsmedizin

- 8 Hospiz – ein Ort des Lebens!
Einblicke in die Tätigkeit einer Seelsorgerin im stationären Hospiz
von Sr. M. Margret Steggemann

- 11 Demenz und Seelsorge – Vom Umgang mit Altersverwirrten
von Pastor Klaus Depping

Gärten der Welt

- 16 Ein christlicher Garten für Berlin
von Dr. Thomas Brose

Finanzmärkte



- 18 Ordnungsbedarf für die internationalen Finanzmärkte
von Prof. Dr. Hans Tietmeyer

- 22 Weg der Liebe Gottes unter uns – Misereor Kreuzweg 2011
von P. Christian Herwartz SJ

- 24 Weniger Stress – mehr Freude: Der Elternkurs Kess-erziehen stellt sich vor
von Ute Eberl

Bücher



- 26 Buchvorstellung – Vergessene Frauen
39 Biographien über katholischen Frauen, die in Berlin lebten und wirkten
von Rosemarie Rietz

- 28 Buchvorstellung – Geraubte Kindheit
Russische Jugendliche in deutschen Arbeitslagern
von Angelika Westphal



- 30 Himmel über Berlin und Brandenburg –
Ehrenamtliche für die Flughafenseelsorge gesucht

- 31 Unter deinem Schutz und Schirm
Wallfahrten zur Schutzmantelmadonna in Alt-Buchhorst



„Habt Ihr Angst vor dem Papst?“

Es gibt einen wunderbaren Film über den unvergessenen Papst Johannes XXIII. Ich habe ihn schon mehrfach gesehen, muss bei manchen Szenen auch immer wieder schmunzeln, bin aber auch jedes Mal aufs Neue neu ergriffen von dem Film, nein eigentlich von der Person, die in diesem Film dargestellt wird: von dem Papst Johannes XXIII.

Als neu gekrönter Papst geht Johannes XXIII. in den Vatikanischen Gärten spazieren und betet sein Brevier. Der Film zeigt, wie die Gärtner sich sofort verstecken und einer Begegnung mit dem Papst aus dem Weg gehen. Der Papst sieht das natürlich und winkt ihnen zu: „Kommt mal her!“ Zögerlich kommen sie aus ihren Verstecken. „Habt ihr Angst vor dem Papst?“ fragt er die Gärtner. – „Na ja, ein bisschen schon...“ antworten diese und erklären, dass sein Vorgänger im Gebet nicht gestört werden wollte. „Ach“, antwortet der Papst, „ich manchmal auch.“ Die Gärtner lachen.

Danach sieht der Papst die Träger, die seine *sedia gestatoria* tragen (das ist der Thron, auf dem der Papst bei feierlichen Audienzen in den Petersdom getragen wurde). „Wie viel verdient Ihr?“ Die Träger nennen ihm einen Betrag. Darauf Papst Johannes: „Wenn der neue Papst aber doppelt so schwer ist, müsst Ihr in Zukunft auch doppelt so viel verdienen“. Und er veranlasste, dass die Gehälter der Träger erhöht wurden. Ja er setzt noch eins drauf: Zum Ausgleich dafür soll er die Gehälter der Kardinäle heruntergesetzt haben.

Was würde ich sagen, wenn der jetzige Papst oder auch unsere Bischöfe auf solche Ideen kämen? Ich kann mir

vorstellen, dass diese Ideen nicht nur auf ungeteilte Begeisterung stoßen.

Aber was ich toll finde, ist der Dialog zwischen den Arbeitern und dem Papst, wie er sich in diesen beiden kurzen Szenen abzeichnet. Der Papst geht auf die Menschen zu und sucht das Gespräch mit ihnen. In dem Gespräch gibt es keine Ermahnungen oder geistliche Impulse. Er erkundigt sich nach deren Leben, mit seinen Hoffnungen und Ängsten.

Freude und Hoffnung, Trauer und Angst – so beginnt die pastorale Konstitution über die Kirche in der Welt von heute. Dieser Text enthält sehr viel von dem Charisma dieses Papstes, der damals vor knapp 50 Jahren das II. Vatikanische Konzil begonnen und damit die Fenster der Kirche zur Welt weit geöffnet hat.

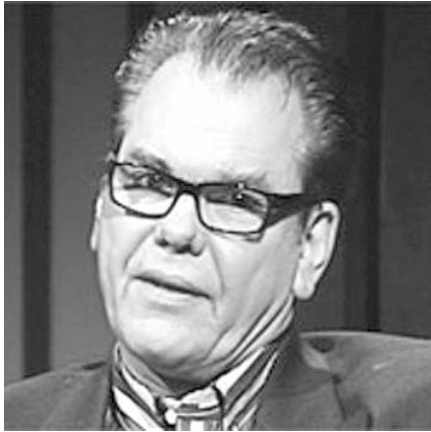
In diesem Jahr kommt wieder ein Papst nach Deutschland: Papst Benedikt XVI. Wir werden ihn willkommen heißen. Und am Ende des Jahres erwarten wir 30.000 junge Menschen zum ökumenischen Taizé-Treffen. Jemanden willkommen heißen bedeutet nicht nur das Bereitstellen von Übernachtungsmöglichkeiten oder das Vorbereiten eines Programms. Gastgeber sein heißt: das Gespräch, den Dialog mit den anderen zu suchen, und an deren Hoffnungen und Ängsten teilzuhaben – wie Papst Johannes XXIII.

Verstecken müssen wir uns sicher nicht – weder vor dem Papst, noch vor anderen. Im Gegenteil: wir werden gute Gastgeber sein und ein frohes Fest feiern mit dem Papst und später mit den Jugendlichen, die zum Taizétreffen kommen, und mit vielen anderen.



*Dompropst Dr. Stefan Dybowski
Leiter des Dezernats Seelsorge*

„Wie wollen wir sterben?“ Interview mit Dr. de Ridder zu einer neuen Sterbekultur in Zeiten der Hochleistungsmedizin



Dr. Michael de Ridder ist seit über dreißig Jahren als Internist tätig und leitet als Chefarzt die Rettungsstelle des Vivantes-Klinikums Am Urban in Berlin-Kreuzberg. Er ist Vorsitzender einer Stiftung für Palliativmedizin und Autor des Buches „wie wollen wir sterben? Ein ärztliches Plädoyer für eine neue Sterbekultur in Zeiten der Hochleistungsmedizin.“ Deutsche Verlags-Anstalt, München, 4. Auflage 2010.

Das Interview führte
Hermann Fränkert-Fechter

INFO: *Seit über 15 Jahren leiten Sie, Herr Dr. de Ridder, die Rettungsstelle des Vivantes Klinikums Am Urban. Wie gehen Sie als Arzt mit Verzweiflung und Aussichtslosigkeit um?*

Dr. de Ridder: Die hiesige Rettungsstelle suchen traditionell auch viele Patienten auf, die überhaupt nicht notfallmäßig im engeren Sinn zu betreuen sind. Sie kommen vielfach, weil sie glauben, dass es schneller geht als in der Hausarztpraxis. Wir sind auch eine Institution der ganz normalen Krankenversorgung. Natürlich behandeln wir viele echte Notfälle, Kranke, die mit einem Herzinfarkt, einer Lungenembolie oder nach schweren Unfällen eingeliefert werden. Diesen Patienten werden regelhaft alle Behandlungsmöglichkeiten der Hochleistungsmedizin zuteil. Bei Patienten, die mit einer terminalen oder aussichtslosen Krankheit kommen, müssen wir unter Umständen auch hier in der Rettungsstelle schon entscheiden, ob eine lebensverlängernde Behandlung noch angezeigt ist. Der Verzicht auf medizinische Maßnahmen – wie zum Beispiel eine Wiederbelegung – ist aber nur möglich, wenn eine ärztliche Behandlungsindikation nicht mehr gegeben ist, wenn wir die Krankengeschichte des Patienten kennen und von Seiten der Angehörigen und/oder der Pflegenden ausreichende Informationen vorliegen, die den Willen des Patienten deutlich machen. Manchmal kommen auch Patienten im unmittelbaren Sterbeprozess zu uns, weil die Angehörigen, der Arzt oder das

Pflegeheim die Verantwortung – unglücklicherweise muss man sagen – nicht tragen wollen und den Patienten dann ins Krankenhaus einweisen. Dann müssen wir nach bestem Wissen und Gewissen hier entscheiden.

Für mich ist es besonders wichtig, dass wir uns diesen Situationen gewachsen zeigen, dass wir etwa bei Tumorkranken im Endstadium kurative Maßnahmen nicht mehr einleiten, weil sie nur noch leidensverlängernd sind. Diese Frage stellt sich der Arzt, zumal am Lebensende, ja viel zu selten: Dient meine Behandlung tatsächlich einer sinnvollen Lebensverlängerung oder bedeutet sie vielleicht qualvolle Sterbeverzögerung.

INFO: *In Ihrem Buch „wie wollen wir sterben?“ beschreiben Sie den Fall einer 86-jährigen Frau, die ohne Bewusstsein ins Krankenhaus eingeliefert wurde. Sie haben auf medizinische Maßnahmen verzichtet und diese Frau sterben lassen, weil sie im Sterbeprozess war.*

Dr. de Ridder: Richtig, so ist das. Man muss natürlich immer genau hinsehen. Die Tatsache, dass eine 86-jährige Frau bewusstlos ist, sagt natürlich für sich genommen gar nichts. Die Frau kann Schlaftabletten genommen haben, sie kann suizidal sein aus Gründen, die man behandeln muss. Es muss ein Untersuchungsbefund vorliegen, um sagen zu können: hier ist ein Mensch ganz offensichtlich am Ende seines Lebens angekommen und jetzt darf er auch sterben.

INFO: *Welche Kriterien hat ein Arzt in so einer extremen Unfallsituation zu entscheiden, ob er medizinische Maßnahmen einleitet oder nicht?*

Dr. de Ridder: Es gibt beispielsweise Unfallsituationen, wo Verletzungen so schwerwiegend sind, oft Schädelverletzungen, dass sich dem Arzt die Aussichtslosigkeit einer Behandlung unmittelbar erschließt. Grundsätzlich gilt aber, dass der Notarzt alle Register ziehen und am Unfallort alles tun muss, was er kann. Wenn man dann etwas zeitliche Distanz und die genauen Befunde hat, kann man die Situation eines Kranken oftmals sehr viel besser einschätzen. Dann kann – oder muss man sogar – Entscheidungen, die man zunächst für das Leben und das Überleben getroffen hat, eventuell revidieren. Es ist dann vielleicht notwendig, vor allem, wenn der Kranke einen entsprechenden Willen geäußert hat oder die Angehörigen diesen Willen übermitteln, eine zunächst eingeleitete Maßnahmen der Lebensverlängerung einzustellen.

Ein Beispiel: Ein 86-jähriger Mann bricht an der Bushaltestelle zusammen, der Notarzt kommt, er stellt Kammerflimmern fest, der Mann wird wiederbelebt, kommt auf die Intensivstation und wird beatmet. Später kommt die Ehefrau mit einer Patientenverfügung in die Klinik, der zu entnehmen ist, dass ihr Mann unter keinen Umständen reanimiert werden wollte. Nun ist er doch reanimiert worden, was in dieser Situation auch sein musste, auch wenn er 86 Jahre alt ist. Jetzt heißt es aber, der Patient wollte nicht wiederbelebt werden. Der Mann ist durch den Herzstillstand infolge des Kammerflimmerns anhaltend bewusstlos, das Hirn hat nicht genügend Sauerstoff

bekommen, unter Umständen droht ihm ein dauerhaftes Koma. In einer solchen Situation darf, ja muss die Therapie abgebrochen werden und ich finde dies legitim. Es ist eine hochplausible Erklärung, wenn ein 86-jähriger Mensch für sich festlegt, dass bei einem Herzstillstand alle lebensverlängernden Maßnahmen unterbleiben sollen, dass es nichts Schöneres für ihn gibt, als plötzlich, ohne Schmerzen und Leiden aus dem Leben zu scheiden. Das wäre geradezu ein Gottesgeschenk, sagten mir nicht wenige Menschen.

INFO: *Gilt das auch, wenn der Patient noch Überlebenschancen hätte, auch ein würdiges, gutes Leben führen könnte?*

Dr. de Ridder: Grundsätzlich geht es, unabhängig von den Überlebenschancen, um die Erfüllung des Patientenwillens. Ein 86-jähriger, der bei Herzflimmern wiederbelebt wird, hat zudem eher schlechte Chancen. Wenn man heute in Fachzeitschriften liest, dass 25% der Reanimationen erfolgreich sind, dann stellt sich die Frage, was mit „erfolgreich“ gemeint ist. Erfolgreich heißt hier, dass der Patient überlebt hat. Er verläßt aber all zu oft mit den Füßen zuerst das Krankenhaus und ist dauerhaft schwerst pflegebedürftig und mental schwerst geschädigt. Er ist ein oftmals dauerhaft bettlägeriger Schwerstbehinderter, der auf umfassende Pflege angewiesen ist.

INFO: *Die Kirchen sagen konkret, dass sich Patienten im Wachkoma oder mit schwerster Demenz nicht in der Sterbephase befinden und für sie deshalb medizinischen Maßnahmen nicht ausgesetzt werden dürfen.*

Dr. de Ridder: Auch hier gilt zuvörderst der Patientenwille. Dem korrekt

diagnostizierten Wachkoma liegt eine schwere Hirnschädigung zugrunde, die dem betreffenden Menschen (Selbst)wahrnehmung, Erleben, Agieren und Kommunikation mit der Umwelt dauerhaft versagen. Ein Wiedererwachen ist, trotz zahlreicher und immer neuer Presseberichte, nach menschlichem Ermessen nicht möglich. Ich bin der Auffassung, dass solche schwerstkranken Menschen, die keine Aussicht auf Heilung haben, nicht dauerhaft durch künstliche Maßnahmen am Leben erhalten werden sollten, es sei denn, sie haben es so gewollt.

INFO: *Die christliche Ethik geht davon aus, dass nicht der Mensch über menschliches Leben verfügen darf, sondern nur Gott. Heute besteht die Sorge, dass es in unserer Gesellschaft, die auf Nutzbarkeit und Jugendlichkeit ausgerichtet ist, zu einer nicht verantwortbaren Lebensverkürzung kommen kann. Können Sie als Arzt diese Sorgen verstehen?*

Dr. de Ridder: Das finde ich schon manchmal ein bisschen demagogisch, weil für diese Gefahr nichts spricht. Die Wahrscheinlichkeit, dass sie als alter Mensch nicht alles Adäquate bekommen, ist eine falsche Behauptung. Es ist doch genau umgekehrt: Wir sind heute eher in einer Situation, wo die Missbrauchsincentives durch die Medizin bei alten Menschen unglaublich hoch sind.

Wenn ein alter Mensch mit einer doppelseitigen Lungenentzündung in eine Klinik eingewiesen wird und eigentlich sterben will, dann ist die Wahrscheinlichkeit heute sehr hoch,

dass eine inadäquate, weil qualvolle Lebensverlängerung betrieben und der Sterbeprozess nicht zugelassen wird. Was meinen Sie, wie schnell der Patient ohne Patientenverfügung an eine Beatmungsmaschine angeschlossen wird und wie viel Geld die Klinik dafür bekommt. Aber: An irgendetwas müssen die Menschen doch sterben dürfen. Die Lungenentzündung beispielsweise heißt nicht umsonst – im angloamerikanischen Sprachgebrauch – „the old man's friend“.

Das ist einer meiner zentralen Punkte. Nicht nur der Kranke muss lernen loszulassen am Lebensende, sondern auch die Medizin. Die Medizin verweigert sich hier oftmals, weil sie eben sagt, wir müssen jedes Register ziehen, zum das Leben zu

erhalten. Der Doktor hat gelernt, Lebensverlängerung als Selbstzweck zu begreifen. Den Gedanken, die Sterblichkeit des Menschen zu akzeptieren, für ein gutes Leben in gleicher Weise zu sorgen wie für ein gutes Sterben, ist unter Ärzten nicht weit verbreitet. Das ist die zentrale Botschaft meines Buches: Dass sich der Mensch – der Arzt wie der Kranke – frühzeitig befasst mit seiner Endlichkeit und sie anzunehmen lernt.

INFO: *Die christlichen Kirchen haben vor einigen Wochen eine neue Patientenverfügung vorgelegt, die auf die neue Gesetzeslage reagiert. Wie stehen Sie zu den Patientenverfügungen?*

Dr. de Ridder: Sie sind ein wichtiges Instrument des Dialogs: mit sich

selbst, mit Angehörigen, Freunden und dem Arzt über das eigene Sterben ins Gespräch zu kommen. Nur durch Dialog kann eine gute Patientenverfügung zustande kommen.

Die Leistung der neuen gesetzlichen Regelung besteht für mich nicht darin, dass der Patientenwille nun verbindlich ist. Verbindlich war er auch vorher schon. Die Rechtsprechung hat in den vergangenen Jahrzehnten immer deutlicher gemacht, dass am Patientenwillen kein Weg vorbei führt, es sei denn, der Patient handelt unter Zwang oder ist psychisch krank.

Die Leistung des Gesetzes besteht vielmehr darin, dass alle, die den Kranken kennen, – Arzt, Angehörige,

Neue christliche Patientenversorgung

Handreichung und Formular



Die christlichen Kirchen in Deutschland haben den Anspruch der Bürger auf ein menschenwürdiges Sterben betont und eine neue Handreichung zur christlichen Patientenverfügung vorgestellt. Wir hoffen, damit einen Weg zwischen unzumutbarer Lebensverlängerung und nicht verantwortbarer Lebensverkürzung aufzuzeigen“, heißt es in der im Januar 2011 veröffentlichten, rund 50 Seiten umfassenden Broschüre.

Der Vorsitzende der Deutschen Bischofskonferenz, Erzbischof Robert Zollitsch, betonte vor Journalisten, dass der Wille des Patienten die Grundlage jeder Behandlung sei. Andererseits dürften Menschen über ihr eigenes Leben nicht grenzenlos verfügen. „Jeder Mensch hat seine Würde und sein Lebensrecht von Gott her.“ Zudem zeige die Erfahrung, dass sich das Lebensende auch

durch eine Patientenverfügung nicht detailliert planen und nicht in allen Einzelheiten rechtlich regeln lasse. „Es braucht zugleich Menschen, die andere gerade am Lebensende fürsorglich begleiten und so einen wichtigen Beitrag zu einem menschenwürdigen Sterben leisten“, so Zollitsch.

Mit der neuen Handreichung reagieren die Kirchen auf das 2009 in Kraft getretene Gesetz zu Patientenverfügungen. Es betont das Selbstbestimmungsrecht des Einzelnen und macht Patientenverfügungen ohne Einschränkung – also unabhängig von Art und Stadium der Erkrankung – verbindlich. Insbesondere die katholische Kirche hatte zuvor für eine Rechweitenbegrenzung auf die Sterbephase gekämpft und dafür eingesetzt, dass kein Automatismus bei der Umsetzung der Verfügung entsteht.

Freunde, Pflegekräfte, Seelsorger – gehalten sind, seinen Willen zu ermitteln. Dieser umfassende Prozess der Willensermittlung ist nun gesetzlich vorgeschrieben.

INFO: *Woran liegt es, das die Medizin soviel macht? Sind das die Forderungen der Patienten? Wollen die Ärzte keinen Fehler machen? Oder kann man damit viel Geld verdienen?*

Dr. de Ridder: Das ist sicherlich eine komplizierte Gemengelage. Der Patient spielt eher eine geringe Rolle. Die Erfahrung zeigt, dass ein terminal kranker Patient nur selten darauf besteht, dass noch Dinge getan werden, die ganz offensichtlich aussichtslos sind und keinen Sinn mehr machen. Es gibt natürlich in seltenen Fällen Angehörige, die drohen mit einer Klage, wenn die 92-jährigen Oma nicht beatmet wird, obwohl sie eine doppelseitige Lungenentzündung hat und schon lange zuvor pflegebedürftig war. Die Gründe liegen aber meistens nicht bei den Patienten und ihren Angehörigen, sondern im medizinischen System. Die Medizin ist noch nicht so lange in der Lage, wirklich therapeutisch wirksam zu werden.

Erst in den 40er und 50er Jahren des letzten Jahrhunderts wurden die großen Techniken der Lebenserhaltung und -verlängerung entwickelt: Beatmung, Narkose, Elektroschock- und Schrittmacherbehandlung des Herzens, Kreislaufmedikamente, Antibiotika und viele andere. Die Medizin machte gewaltige Fortschritte, die die Ärzteschaft erstmals in die Lage versetzte, wirklich kurativ tätig zu werden. Man war so begeistert von sich selbst, dass es zu einer uferlosen Ausweitung dieser Techniken kam und sie zunehmend auch jenen zuteil

wurden, die keinen Gewinn mehr von ihnen hatten, aussichtslos Kranken, schwerst Pflegebedürftigen und Sterbenden.

Je mehr Wissen, je mehr Technik, je mehr Möglichkeiten wir haben, desto schwieriger werden aber die ethischen Fragen. Ethik in der ärztlichen Ausbildung, ethische Fallbesprechungen in der Klinik – das steckt hierzulande noch in den Kinderschuhen. Der Glaube an die Machbarkeit beherrscht bei den meisten ärztlichen Kollegen immer noch ihr gesamtes Handeln. Das Machbare jedoch ist das eine und die Verantwortlichkeit das andere. Es lässt sich auch so formulieren: Man kann die „Heiligkeit des Lebens“ auch bis zur Unmenschlichkeit pervertieren.

INFO: *An einer Stelle in Ihrem Buch beschreiben Sie, wie Sie als Kind beim Sterben Ihrer Oma dabei waren, wie Sie an der Hand Ihrer Mutter deren Tod erlebt haben, wie einfühlsam der Arzt Ihnen beim Feststellen des Todes alles erklärt hat und welche Bedeutung das Gebet, der Rosenkranz und - wie Sie schreiben - die Sterbesakramente hatten. Welche Bedeutung hat der Glaube in der letzten Lebensphase?*

Dr. de Ridder: Ich glaube schon, dass Rituale sehr hilfreich sein können und die Aufgehobenheit in einem Glauben vielen Menschen das Sterben erleichtert. Von daher ist es mir ganz wichtig, dass jeder, der am Lebensende ist, all das bekommt, was er an religiösem und spirituellem Beistand wünscht, seien es die Sterbesakramente der Kirche oder eine andere Art der spirituellen Begleitung.

Die Palliativmedizin ist mehr als Schmerzbekämpfung. Ihre eigentli-

che Aufgabe beginnt ja erst, wenn der Schmerz gestillt ist. „Suffering begins, when pain ends“, sagt ein indianisches Sprichwort. Abschied nehmen vom Leben, weggehen und loslassen können, das Sterben auch körperlich annehmen können. Die große Herausforderung der palliativmedizinischen Behandlung und Betreuung besteht darin, Sterbenden diesen Weg zu erleichtern.

Die Ärzteschaft versteht ihren Auftrag immer noch zu einseitig. Nämlich zu sehr auf das ausgerichtet, was kurative Medizin ist. Heilen, heilen, heilen – und wenn es mit der Brechstange ist. Der palliative Auftrag besteht hingegen in der Sorge um ein gutes, ein friedvolles Sterben. Ihren palliativen Auftrag muss die Medizin eben so ernst nehmen wie ihren kurativen Auftrag: Denn beide sind ethisch gleichrangig. Die Folge wäre, dass mehr Menschen ein würdiges Sterben vergönnt wäre. Ich selbst spreche lieber vom friedlichen als einem würdigen Sterben, weil es der Frieden im Sterben ist – und der schließt für mich die Würde ein – den sich alle Menschen an ihrem Lebensende wünschen.

INFO: *Vielen Dank!*

Hospiz – ein Ort des Lebens!

Einblicke in die Tätigkeit einer Seelsorgerin im stationären Hospiz



Die Autorin ist Seelsorgerin im stationären Caritas-Hospiz Pankow. Sie gehört zur Kongregation der Franziskanerinnen, Münster Westfalen, St. Mauritz, die auch den Hospizdienst Tauwerk für Menschen mit Aids in Berlin gegründet haben.

Kontakt:
info@caritas-hospiz-pankow.de

Weitere Informationen zum
 Caritas-Hospiz Pankow unter
www.caritas-hospiz-pankow.de

Seit Januar 2010 besteht das neu-erbaute Caritas-Hospiz Pankow auf dem Gelände der Caritas-Klinik Pankow Maria Heimsuchung.

Im Mittelpunkt der Arbeit im stationären Hospiz stehen die schwerkranken Menschen, die hier ganz bewusst Gäste und nicht Patienten genannt werden. Obwohl Hospiz und Sterbegleitung oft in einem Atemzug genannt werden, geht es hier nicht vorrangig um Tod und Sterben. Vielmehr versuchen wir, unseren Gästen ihren letzten Lebensabschnitt so schön wie möglich zu gestalten – sie sollen das Leben genießen können.

So könnte man unsere Aufgabe im Hospiz „Sterben ist Leben“ nennen. Besonders als katholische Hospizeinrichtung haben wir den Auftrag, im Sinne Jesu den Menschen heilsame Erfahrungen zu vermitteln! Nach seinem Beispiel möchten wir die Menschen in ihrer Not, in ihrer Angst und Sorge um das, was wird, und auch in ihrer Freude begleiten. Dabei hat

jeder unserer Gäste unterschiedliche Bedürfnisse.

Es geht vorrangig um die Bedürfnisse unserer Gäste, aber auch um die, die zu ihnen in unser Haus kommen: Verwandte, Freunde, Nachbarn bedürfen ebenso unserer Aufmerksamkeit. Gerade die Angehörigen unserer Gäste sind oft mit ihren Kräften am Ende. Wie oft haben sie bis zum Schluss versucht, ihre Lieben doch noch zu Hause zu pflegen.

So ist es uns im Hospiz ein Anliegen, die betroffenen Angehörigen zu unterstützen, indem wir auf die täglichen Bedürfnisse des Kranken eingehen: pflegerisch, medizinisch, aber auch auf die ganz normalen Alltagswünsche wie z.B. besondere Essenswünsche. Dieses alles ist für die Angehörigen oft nicht mehr zu leisten.

Es bedarf für uns alle, die im Hospiz tätig sind, einer hohen Sensibilität und wache Sinne, um zu erkennen: was ist jetzt gerade gut für diesen



Das Caritas-Hospiz in Berlin-Pankow

Menschen, was möchte er/sie von uns? Wie geht es dem Angehörigen, den Freunden, dem Besucher? Was brauchen sie, wenn sie zum ersten Mal in unser Haus kommen?

Als Seelsorgerin und Franziskanerin sehe ich mich als einen Teil des Mitarbeiterteams. Es ist eine sehr schöne wertvolle Aufgabe, hier in Berlin sterbende Menschen zu begleiten, gleich welcher Herkunft, Hautfarbe, Religion, und unabhängig vom Lebenskonzept, das unser Gast hat.

Für mich ist schon der erste Kontakt mit dem Betroffenen wichtig. Mir ist wichtig zu erfahren, in welcher Situation sich der neue Gast befindet: welche Angehörigen, Freunde sind ihm auf seinem Weg wichtig? Wie nimmt er seine jetzige Situation wahr? Was erhofft er sich von uns, von Gott? Es ist für mich ein vorsichtiges Herantasten, ein behutsames Annähern. Nur so erfahre ich, was gerade Not tut. Viele Gäste haben oft schon einen langen Weg durch viele Krankenhausaufenthalte, in Angst und oft auch mit Schmerzen, hinter sich.

So trage ich durch meine Gesprächsbereitschaft und mein Da-Sein dazu bei, das Hospizkonzept unseres Hauses abzurunden. Immer wieder erlebe ich, wie lang vergessene, verschüttete Erlebnisse in den Vordergrund treten, die noch erledigt oder bearbeitet werden wollen.

Sören Kierkegaard beschreibt gut, wie die Einstellung eines Helfers auszusehen hat:

„Wenn wir beabsichtigen, einen Menschen zu einer bestimmten Stelle hinzuführen, müssen wir uns zunächst bemühen, ihn dort anzutreffen, wo er sich befindet und dort anfangen. Jeder, der dies nicht kann,



In warmen Decken gehüllt bei Glühwein und Feuer

unterliegt einer Selbsttäuschung, wenn er meint, anderen helfen zu können.

Wenn ich wirklich einem Anderen helfen will, muss ich mehr verstehen als er, aber zuallererst muss ich begreifen, was er verstanden hat. Falls mir dies nicht gelingt, wird mein Mehr-Verständnis für ihn keine Hilfe sein. Würde ich trotzdem mein Mehr-Verständnis durchsetzen, dürfte dieses wohl in meiner Eitelkeit begründet sein. Ich möchte meine Unterstützung durch seine Bewunderung ersetzen.

Aber jede wahre Kunst der Hilfe muss mit einer Erniedrigung anfangen.

Der Helfer muss zuerst knien vor dem, dem er helfen möchte.

Er muss begreifen,

- *dass zu helfen nicht zu herrschen ist, sondern zu dienen;*
- *dass Helfen nicht eine Macht, sondern eine Geduldausübung ist;*
- *dass die Absicht zu helfen einem Willen gleichkommt, bis auf weiteres zu akzeptieren, im Unrecht zu*

bleiben und nicht zu begreifen, was der Andere verstanden hat.“

(KIERKEGAARD 1859: Eine einfache Mitteilung)

Unser ganzes Hospiz-Team ist aufgerufen, in dieser Weise dem Menschen zu begegnen. Ich schreibe das ganz bewusst. Denn diese Haltung ist für alle im Team wesentlich: für die ehrenamtlichen HelferInnen, die Pflegefachkräfte, die Sozialarbeiterin, die MitarbeiterInnen in der Küche bis zur Leitung. Jede ist ein Teil des Teams, und gemeinsam tragen wir Sorge, dass es unseren Gästen gut geht. Nur gemeinsam können wir die Menschen in den vielen Grenzsituationen begleiten. Und die Grenzerfahrungen sind bei jedem unserer Gäste im Hospiz anders.

Dabei könnten wir auf unsere ehrenamtlichen MitarbeiterInnen nicht verzichten. Ohne sie könnten wir viele Angebote nicht machen. Sie können bei uns ihre unterschiedlichsten Begabungen einbringen und gestalten



Blick aus dem Fenster

damit ein Stück Normalität im Alltag: von Gesprächen und kleinen Spazierfahrten über das Kuchenbacken bis zum Blumengießen. Manchmal sind sie im Rahmen einer Sitzwache auch einfach nur da. Dafür sind wir sehr dankbar.

Unsere Begleitung ist oft keine Aktion, sondern im Sinne Kierkegaards zunächst ein ehrfürchtiges Knien vor dem Menschen, den Gott so wunderbar gestaltet hat.

Im Psalm 139 heißt es:

„Denn du hast mein Inneres geschaffen, mich gewoben im Schoß meiner Mutter.

Ich danke dir, dass du mich so wunderbar gestaltet hast. Ich weiß: Staunenswert sind deine Werke. Als ich geformt wurde im Dunkeln, kunstvoll gewirkt in den Tiefen der Erde, waren meine Glieder dir nicht verborgen. Deine Augen sahen, wie ich entstand, in deinem Buch war schon alles verzeichnet; meine Tage

waren schon gebildet, als noch keiner von ihnen da war.“

(Ps 139, 13-16)

Die von Gott geschenkte Würde des Menschen in allem Leid noch zu sehen, sein Wirken im Kleinen und Unscheinbaren oder in der Schöpfung zu erkennen, das ist bei uns sehr ausgeprägt. Unsere Gäste freuen sich über einen kleinen Ausflug in den Park, einen lieben Besuch, eine Zigarette auf der Terrasse, oder darüber, den Vögeln am Futterhäuschen zu zusehen, einen Blumenstrauß zu bekommen oder die Lieblingsmusik hören zu können.

Weil gerade das Sterben bewusste Lebenszeit ist, wird im Erzählen und in den Begegnungen im Haus auch viel gelacht und auch gefeiert. In der Adventszeit hatten wir im Innenhof unseren eigenen Weihnachtsmarkt. Mit Glühwein und Bratwurst, in warme Decken gehüllt und im tiefen Schnee, untermalt von der Musik der Bläser der evangelischen Friedenskirche Niederschönhausen, konnten wir alle einen wunderbaren Abend erleben.

Der Heiligabend wurde mit einer gemeinsamen Krippenfeier begonnen. Alle Gäste im Haus bekamen das Weihnachtslicht geschenkt. Anschließend saßen wir bei Kaffee und Kuchen zusammen und sangen Weihnachtslieder.

Mit der Kita St. Georg nebenan kommt es immer wieder zu besonderen Begegnungen. Am Dreikönigstag kamen die „Heiligen Drei Könige“ (die Kinder aus der Kita) persönlich zu Besuch und erfreuten uns mit Gedichten und Gesang. Es ist ein schönes Miteinander der Kinder mit unseren Gästen.

Nach einem Jahr gibt es nun regelmäßige Veranstaltungen: kleine Andachten in unserem Raum der Stille, das Erinnerungscafé für die Angehörigen unserer verstorbenen Gäste, unser wöchentlicher Kaffeeklatsch und der Spieletreff.

Alle Angebote sind offen für Gäste, Angehörige und Freunde, aber auch für die haupt- und ehrenamtlichen Mitarbeiter: alle sind zur Begegnung und zum Gespräch eingeladen. Gern zeigen wir unser Hospiz bei einer Führung auch jedem Interessierten.

Die Arbeit dort sehe ich als ein gegenseitiges Geben und Nehmen, als Angebot und Annahme von Lebenserfahrungen auf dem Weg, den wir in dieser Zeit miteinander gehen.

In diesem Sinne ist das Hospiz keine „Sterbeeinrichtung“, sondern ein Ort des Lebens.

Vom Umgang mit Altersverwirrten

Wer in der Altenpflege tätig ist, hat es in zunehmendem Maße mit hirneleistungsgestörten Menschen zu tun. Diese Erkrankung, auf die die wenigsten Pflegenden vorbereitet sind, bringt erhebliche Probleme für die häusliche, aber auch für die stationäre Pflege. Dennoch, so das Fazit dieses Beitrages, besteht kein Grund zur Resignation. Der richtige Umgang mit Altersverwirrten ist erlernbar.

Eine Geschichte

Vor einigen Jahren bemerkte eine Frau, nennen wir sie Frau Schulze, dass ihr Gedächtnis nachließ. Sie hatte Schwierigkeiten, sich Namen und Begebenheiten einzuprägen. Eines Tages vergaß sie die Erdbeermarmelade, die auf dem Herd kochte. Nach einiger Zeit bemerkten die Menschen in der Umgebung von Frau Schulze, dass sie Begriffe nicht bilden konnte. Sie saß mit ihrer Freundin beim Kaffeetrinken, wollte ein Stück Kuchen haben, aber das Wort „Kuchen“ wollte nicht über ihre Lippen. Oder sie verwechselte Begriffe. Sie stand mit ihrer Nachbarin am Fenster, blickte auf die Pferde, die da draußen auf der Weide grasen und sagte: „Ist das da nicht ein schöner Hund?“

Eine akute Krankheit stellte sich ein. Frau Schulze musste ins Krankenhaus. Man erzählte ihr, wo sie war, aber sie vergaß es schnell wieder. Als ihr Sohn kam, fragte sie ihn: „Wo ist denn mein Mann?“ „Aber Mutter“ sagte er, „Vater ist doch schon vor 20 Jahren gestorben“. „Aber nein.“ erwiderte sie, „er hat mich doch gerade erst besucht.“

Frau Schulze kann nicht in ihre Wohnung zurück. Sie kommt in die Wohnung von Sohn und Schwiegertochter. Immer wieder vermisst sie

etwas: „Diebe waren hier. Man hat mich bestohlen, du hast mich bestohlen,“ behauptet sie. Die Schwiegertochter geht mit ihr in den Ort. Wir müssen noch Brot einkaufen. Lass uns zu Bäcker Müller gehen“, sagt Frau Schulze. Aber einen Bäcker Müller gibt es hier nicht. Es gab ihn in dem Ort in Schlesien, in dem Frau Schulze aufgewachsen ist. Er hatte bereits 1925 sein Geschäft aufgegeben.

Der Hausarzt kommt zu Besuch. „Mutter, der Doktor ist da,“ sagt die Schwiegertochter. „Ach, Dr. Wagner, war wohl nicht leicht zu kommen, jetzt im Winter bei Eis und Schnee mit Pferd und Wagen“, sagt sie. – Es ist Sommer und Dr. Wagner war der Hausarzt aus ihrer Kinderzeit, der in den frühen 20er Jahren in Schlesien seine Patienten mit Pferd und Wagen aufsuchte.

Frau Schulze wird trotz allem zum Seniorennachmittag der Kirchengemeinde gebracht. Das Gemeindehaus ist ihr fremd. Aber dennoch hat sie ihre aufbauenden Erlebnisse. Sie genießt die Gemeinschaft mit Menschen. An der Wand hängt ein Bild. Sie bleibt davor stehen: „Das ist Jesus, seine Jünger, die essen, Abendmahl, Gründonnerstag.“ Bei der Andacht singt sie ohne Schwierigkeiten mit: „Lobe den Herren, den mächtigen König der Ehren.“ Das Gebet: „Vaterunser im Himmel“, sie kann es noch.

Die Schwiegertochter schafft die Pflege nicht mehr. Beate Schulze kommt ins Pflegeheim. Sie freut sich über jeden Besuch, auch wenn sie nicht mehr weiß, wen sie vor sich hat. Schnell hat sie vergessen, dass Besuch da war. Auch der Gemeindepastor, mit dem es viele Begegnungen gegeben hat, besucht sie. Sie freut sich: „Oh, gut Herr Doktor, dass

von Pastor Klaus Depping

Zum Thema Demenz und Seelsorge fand am 2. März 2011 ein ganztätiges Seminar in Berlin statt, an dem über 100 Haupt- und Ehrenamtliche in der Senioren- und Krankenseelsorge teilgenommen haben.

Referent war der evangelische Theologe und Psychologe Klaus Depping.

Wir veröffentlichen seinen Beitrag „Vom Umgang mit Altersverwirrten“.

Weitere Informationen finden Sie in seinem Buch „Altersverwirrte Menschen seelsorglich begleiten“, Lutherisches Verlagshaus, Hannover 2008.



Arno Geiger beschreibt in seinem Buch „Der alte König in seinem Exil“ auf ganz neue Weise die Alzheimer-Erkrankung seines Vaters. Es wird nicht nur von geistigem Verfall, Sterben und Tod berichtet, sondern auch von der liebevollen Annäherung zwischen Vater und Sohn.

Arno Geiger,
Der alte König in seinem Exil,
Hanser-Verlag München, 2011.

sie kommen,“ sagt sie und hält ihm den Arm hin, damit er den Puls fühlt. Der Pastor nimmt ihre Hand, hält ihre Hand, streichelt sie, legt den Arm um sie. Sie genießt es. Der Pastor spricht ihr einen vertrauten Psalm zu: „Der Herr ist mein Hirte“. Sie setzt ihn fort: „Er weidet mich auf einer grünen Aue und führet mich zum frischen Wasser ...“ Sie setzt ihn fort bis zum letzten Satz.

Immer häufiger begegnen uns im Heim und in der häuslichen Umgebung ältere Menschen – vor allem hochbetagte – aber nicht nur, deren Erscheinungsbild gekennzeichnet ist von enormen Einbußen in den Bereichen Intelligenz und kognitive Leistungsfähigkeit. Um es auf einen Begriff zu bringen: Wir sind konfrontiert mit dem Problem der Demenz im Alter. Psychiater, Neurologen und Internisten unterscheiden verschiedene Formen: u.a. senile Demenz vom Alzheimer Typ, Multi-Infarkt-Demenz, Mischformen der beiden Typen, sekundäre Demenz, Pseudodemenz.

Demenz bedeutet unter anderem:

- zeitliche, örtliche, situative und personelle Desorientierung
- Verlust von Gedächtnisfähigkeiten
- nachlassende Urteils- und Kritikfähigkeit
- Schwierigkeiten, Begriffe zu bilden
- zunehmende Unfähigkeit, logisch zu denken
- zunehmende Unfähigkeit, in komplexen Zusammenhängen zu denken und zu kombinieren
- Reduzierung von sprachlicher Kompetenz

Es erhebt sich die Frage: „Wie gehen wir mit alten Menschen um, die an einer Demenz leiden? Gibt es außerhalb von Behandlung und Grundpflege Brücken der Beziehung, der Kommunikation, Zugänge zu dem

Dementen, die seine Lebensqualität verbessern können, die ihm noch Sinnerlebnisse vermitteln können?“

Richtig verstehen – richtig handeln

Meine Erfahrungen lehren mich: Es gibt auch hier keinen Grund, nur in Defizitkategorien zu denken. Auch hier ist therapeutischer oder seelsorglicher Nihilismus nicht am Platze. Es gibt auch beim dementen alten Menschen Ressourcen, Anknüpfungspunkte für konstruktive Kommunikation.

Ich möchte im Folgenden ansatzweise zwei Bereiche entfalten:

1. Verstehenshorizonte im Umgang mit dementen alten Menschen
2. Handlungshilfen in speziellen Gesprächssituationen.

Wer mit altersverwirrten Menschen ein Gespräch führt, der muss sich darum bemühen, sie zu verstehen. Zum Verstehen gehört auch bei Nichtmediziner eine gewisse Grundkenntnis der pathologischen Hintergründe und der pathologischen Psychodynamik. Zum Verstehen gehört auch das Verstehen der Sprache.

Das Erste, was häufig bei einem altersverwirrten Menschen auffällt, ist eine eigenartige Sprache, sowohl in der Form als auch in den Inhalten. Da sagt eine alte Frau: „Ich muss gleich in den Garten raus. Mein Vater und Bruder warten schon. Wir müssen unbedingt den Garten umgraben.“ – Vater und Bruder sind aber lange tot. Sie selbst kann sich nicht einmal im Zimmer alleine bewegen. Da tritt ein alter Landwirt ans Fenster und sagt: „Den Acker dort draußen habe ich viele Jahre beackert.“ Ich habe erfahren: Sein Acker war in Ostpreußen und er musste ihn 1945

verlassen. Eine alte Frau schimpft: „Ich bekomme nicht genug zu essen. Die lassen mich hier verhungern.“ Gerade ist das Essgeschirr hinausgetragen worden. Eine andere Frau klagt darüber, dass man ihr wieder einmal das Apfelkraut gestohlen habe. Eine Witwe behauptet, sie sei nie verheiratet gewesen und nennt sich mit ihrem Mädchennamen. Ihr Ehering sei nur ein Schmuckstück. Jemand kündigt an: „Gleich kommt meine Mutter.“ Ein anderer behauptet am Morgen, es sei Abend. Jemand meint, an einem ganz anderen Ort zu sein.

Es kommt darauf an, dass wir nicht stehenbleiben bei der Diagnose: ist eben altersverwirrt. Es kommt darauf an, dass wir uns mit derartigen Äußerungen auseinandersetzen, dass wir versuchen zu verstehen, was hier mitgeteilt wird. Dabei gilt als Grundthese: Es gibt keine unsinnigen Äußerungen. Mag das, was der altersverwirrte Mensch mitteilt, mir auch noch so unsinnig vorkommen – es hat einen Sinn, ja es ist sogar im höchsten Grade sinnträchtig. Dieser Sinn lässt sich natürlich nicht allein aus der Semantik, aus dem Wortsinn der Äußerungen, erschließen.

Der Sinn der Äußerungen liegt hinter dem Wortsinn. Die Sprache des altersverwirrten Menschen ist eine SYMBOL- oder SIGNALSPRACHE. Sie weist hin auf die seelische Befindlichkeit, die es zu verstehen gilt.

In dem scheinbar Unsinnigen signalisiert der altersverwirrte Mensch – wenn auch unbewusst – seine Sehnsüchte, seine Enttäuschungen, sein Schulterleben, seine Ängste usw. Bei einem altersverwirrten Menschen, der davon spricht, dass gleich seine Mutter kommt, ist weniger die rationale Sichtweise von Bedeutung, die Feststellung, dass das gar nicht möglich ist. Wichtig ist, die emotionale Befindlichkeit heraus-

zufinden, die hier signalisiert wird. Was will er mir emotional mitteilen? Sehnsucht nach Nähe, Liebe, Geborgenheit, einem Zuhause, Zärtlichkeit. Dieses gilt es zu erspüren, zu erfassen. Dieses gilt es, Verständnis zeigend, zum Ausdruck zu bringen, sei es mit Worten oder aber auch non-verbal.

Ein zweiter Verstehenshorizont: Geschichte und Biographie

Demente alte Menschen vergessen schnell, was eben gesagt worden ist. Alles ist wie Schall und Rauch. Sie haben auch vergessen, was gestern war, auch, was sich vor 10, 20 Jahren ereignet hat. Was aber lange Zeit erhalten bleibt, ist das, was im Altgedächtnis gespeichert ist, es sind Kindheits- und Jugenderlebnisse.

Wer demente alte Menschen verstehen will, muss daher nach den Inhalten des Altgedächtnisses fragen. Das ist zunächst eine historische Frage, die sich zur Zeit konzentriert auf die Phasen der Kaiserzeit und der Weimarer Zeit. Was ist damals geschehen? Welche Spiele wurden gespielt? Welche Schlager gesungen? Welche Tänze getanzt? Welche kollektiven Tiefs gab es? Wie sah das Arbeits- und Freizeitleben aus? Speziell in religiöser Hinsicht ist zu fragen: Welche Frömmigkeit gab es? Wie gestaltete sich religiöse Sozialisation im Elternhaus, Schule und Kirche? Welche religiösen Texte, Lieder, Gebete, Gedichte und Kunstformen standen im Vordergrund? Welche Normen und Werte herrschten vor? Weiterhin ist die Frage nach der ganz persönlichen Geschichte des einzelnen Menschen, die Frage nach seiner Biographie zu klären: Wo kommt dieser Mensch her? Was hat er erlebt? Wie sah es in seinem Elternhaus aus? Speziell in religiöser Hinsicht ist zu fragen: Gibt es

Lieblingslieder, Lieblingsgedichte, Lieblingsgebete? Wurde ihm Gott eher als ein barmherziger oder als ein richtender nahegebracht? Wie war der Konfirmationsspruch, der Trauspruch?

Auf all das ist der weit rückwärtsbezogene demente alte Mensch grundsätzlich lange ansprechbar. Aus diesen Erlebnissen reproduziert er. In diesen Erlebnissen lebt er. Sein Hier und Jetzt ist weitgehend identisch mit seinem Dort und Damals.

Es gibt nichts, das einfach ersponnen, erfunden ist. Hinter allen Äußerungen stehen Erlebnisse; Erlebnisse, die tief in Geschichte und Biographie wurzeln. Die Frage ist nur, ob wir Wegen finden, sie zu entdecken.

2. Visuelle Möglichkeiten

Auf die Frage nach ihren Geschwistern antwortete mir eine altersverwirrte Frau „habe keine“, obwohl ich aus ihrer Biographie wusste, dass sie sehr wohl Geschwister hat. Als ich ihr aber Bilder der Geschwister – von Angehörigen zur Verfügung gestellt – vorlegte, erkannte sie sie sofort, nannte sie mit Namen und ordnete sie in die Altersreihenfolge ein und machte unterschiedliche Sympathiezuschreibungen.

Von einer andern Frau wusste ich, dass sie 1916 in der Wilhardikirche in Bremen konfirmiert worden war. Ich rief dort an und bat, mir Bilder von der Kirche zuzusenden. Ich bekam eine Außenaufnahme und eine Innenaufnahme. Frau H. erkannte die Kirche: „Da sind wir oft hingegangen“. Sie erkannte den Altar: „Da betet der Pastor immer“. Und sie betet: Vaterunser im Himmel Ich bin klein, mein Herz mach rein. Sie



Gedächtnismodell

Kurzzeitgedächtnis – Gegenwart

Neugedächtnis
– jüngste Vergangenheit

Langzeitgedächtnis
– länger zurückliegende
Vergangenheit

Altgedächtnis
– weit zurückliegende Vergangenheit
– zeitgeschichtlich

Altgedächtnis
– persönlich/biographisch

erkennt die Orgel. Sie fängt an zu singen: Lobe den Herren, den mächtigen König der Ehren.

Bilder wecken Erinnerungen, die in der rein verbalen Kommunikation gar nicht oder nur schwer wiederbelebt werden. Fotos aus dem Familienalbum oder historische Aufnahmen vom Ort der Kindheit und Jugend sind lange Zeit hervorragende Mittel der Kommunikation. Das gilt auch für religiöse Abbildungen der damaligen Zeit.

2. Handlungshilfen in speziellen Gesprächssituationen

„Ich vergesse alles“, „Ich weiß das nicht mehr“, „Ich quäle mich, bis es mir wieder einfällt“. Solche Sätze sind typische, immer wieder zu hörende, mit Schmerz verbundene Äußerungen altersverwirrter Menschen. Der Mensch grübelt. Das Grübeln ist als ein positiver Prozess anzusehen. Wer noch grübelt, in dem ist noch aktives Leben, da ist noch Wille, da ist noch ein Suchen nach Verlorenem. Es ist unsere Aufgabe, diesen Suchprozess zu unterstützen, mitzusuchen. Ein Mittel in diesem Such- und Findungsprozess ist die Frage, nicht die aushorchende Frage, nicht die diagnostische Frage – vielmehr die helfende Frage. Je nach Situation mag man etwa fragen:

- Wie war das damals bei Ihnen zu Hause?
- Wie war das damals in der Schule?
- Wie war das damals auf dem Bauernhof, damals in Stellung?
- Wie war das bei der Konfirmation?

Durch solche Fragen werden umherirrende Gedanken auf einen Punkt gebracht. Solche Fragen sollte man erforderlichenfalls gegen das Vergessen wiederholen. Wichtig ist, dass

die Fragen einfach sind. Wichtig ist, dass man historische Begrifflichkeiten verwendet – nicht Landwirt, sondern Bauer, nicht Organist, sondern Kantor, nicht landwirtschaftliche Angestellte, sondern Knechte und Mägde. Wichtig ist schließlich, dass die Fragen offen sind für Erzählungen. Erzählungen sind konkret, anschaulich, ereignishaft – sie kommen weitgehend ohne abstraktes, hypothetisches Denken aus, das der demente Mensch nicht mehr leisten kann. Er kann nicht mehr antworten auf Fragen wie: warum, mit welchem Ziel, mit welchen Folgen. Das setzt die Fähigkeit des Argumentierens, des Reflektierens, der Abstrahierens voraus. Das kann er nicht mehr. Er kann aber lange Zeit noch erzählen – wenn auch oft nur sprunghaft und punktuell, in kurzen Sätzen. Dreiwortsätzen, Zweiwortsätzen, Einwortsätzen. Ein solches Erzählen macht Vergangenheit wieder lebendig und erschließt erneut ein Stück Identität.

3. Taktile Möglichkeiten

In der Entwicklungspsychologie von Oerter heißt es im Blick auf eine frühe Entwicklungsphase, „Begreifen geschieht durch Greifen“. Diese handfeste Form des Begreifens wird auch bei dementen alten Menschen, deren Funktionsfähigkeiten rückläufig sind, wieder dominant. Von daher sind auch Gegenstände, die man anfassen, betasten, festhalten kann, wertvolle Mittel der Kommunikation. Hier ist nahezu alles geeignet, was Bezug zu den früheren Abschnitten der Biographie hat: vielleicht eine alte Vase, die bereits im Elternhaus stand, das Essbesteck aus der Aussteuer, ein altes Werkzeug, das bereits in der Lehrzeit benutzt wurde, die alte Familienbibel, das Gesangbuch oder ähnliches.

Gesprächsausschnitte als Beispiel:

- Frau M. betastet mit Begeisterung eine Hühnerfigur, identifiziert sie und erzählt: „Wir hatten auch welche. Mein Vater hat sich um sie gekümmert. Wir hatten einen großen Garten. Die Hühner legten gut. Mein Vater schlug sich manchmal ein Ei in den Kaffee. Meine Mutter tat das auch. Aber ich mochte das nicht.“
- Frau K. nimmt die Nachbildung einer Kirche in die Hand, betrachtet und betastet sie: „Oh, das ist eine Kirche. Da sind die Fenster. Da ist die Tür, da geht man rein. Da ist der Turm. Da hängen Glocken.“ Sie fängt an zu singen: „Oh wie wohl ist's mir am Abend, wenn zur Ruh die Glocken läuten.“
- Frau L. hält eine Engelfigur in der Hand und betastet sie: „Was die nicht alles machen können. Das sind die Flügel, weißes Kleid, ein Engel. Da kommt eine Kerze rein, wie Weihnachten. Guckt nach oben, hat den Mund auf, der singt“ Und sie singt: Lobe den Herren, den mächtigen König der Ehren.

Bedeutung der Musik

Die Musik nahm in der frühen Sozialisation der alten Menschen einen breiten Raum ein. Ein Blick in die Schulordnung von Preußen, die Anfang dieses Jahrhundert gültig war, zeigt, dass in der Volksschule im Laufe der acht Schuljahre im Fach Religion 20 Kirchenlieder ganz und eine größere Anzahl von Kirchenliedern in einzelnen Versen auswendig zu lernen waren. Fünfzig Choräle und 30 Volkslieder – darunter ein Großteil mit religiösem Inhalt – wurden im Fach Singen eingeübt. Vielerorts wurde jeder Unterrichtstag mit einem Choral eröffnet oder

beschlossen. Gesungen wurde natürlich auch im Konfirmandenunterricht und im Gottesdienst, der regelmäßig von den Kindern besucht wurde. Auch berichten viele ältere Menschen, dass zu Hause der Gesang gepflegt wurde. Die Erfahrungen zeigen, dass selbst bei dementen alten Menschen dieser Schatz von Liedern lange im Gedächtnis haften bleibt, wiedererkannt und reproduziert wird.

Musik kann zu einer Orientierungshilfe werden. Durch das Singen eines Morgen- oder Abendliedes kann eine zeitliche Orientierung im Tagesablauf hergestellt werden. Das Singen eines Advents-, Weihnachts- oder Osterliedes vermag eine zeitliche Orientierung im Ablauf des Kirchenjahres vermitteln. Auch eine situative Orientierung kann Musik erreichen. Dort, wo die Liturgie gesungen wird, wird deutlich, dass dort Gottesdienst gefeiert wird. Selbst personale Orientierung lässt sich bis zu einem gewissen Grade durch Musik herstellen: Wer einen Choral mitsingt, wird ein Mensch sein, mit dem ich eine Gemeinschaft im Glauben habe.

Musik kann Erinnerungen auslösen, die Suche nach gespeicherten Informationen unterstützen. Dabei kommt es oftmals nicht nur zu einer punktuellen Erinnerung an ein vertrautes Lied: das kenne ich. Das Lied löst oftmals Assoziationen aus, stellt Kontinuität zu Kindheit und Jugend her, Bilder aus der Vergangenheit steigen auf, Kontexte hellen sich auf, kleine Erlebnisberichte werden erzählt: Weißt du wie viel Sternlein stehen? – „das hat meine Mutter abends oft gesungen“. Lobe den Herren, den mächtigen König der Ehren, „das haben wir in der Schule gelernt“. Mein Schöpfer steh mir bei, „das wurde bei der Konfirmation gesungen“. Selbst wenn die Krankheit soweit fortgeschritten ist, dass da Wie-

dererkennungslleistungen nicht mehr möglich sind, vermag die Musik die Menschen noch zu erreichen. Musik dringt in die tiefsten Schichten ein.

Non-verbale Möglichkeiten

Mit zunehmendem Abbau im kognitiven Bereich steigt beim dementen alten Menschen die Sensibilität für non-verbale Impulse. Der Mensch weiß zwar nicht mehr, wer um ihn ist. Er hat aber durchaus ein Gespür dafür, was für einer der ist, der sich ihm zuwendet, wie er es mit ihm meint. Auch wenn Worte in ihrer inhaltlichen Bedeutung nicht mehr ankommen, strahlt die Gestik, die Mimik, die Modulation der Sprache aus, schafft ein Beziehungserlebnis. Hier werden Signale der Nähe erlebt: ich bin nicht allein, Sicherheit: ich bin geborgen, Signale der Wärme: ich werde geliebt. Eine besondere Bedeutung kommt hier dem Körperkontakt zu: Das Reichen der Hände, das Halten der Hände, das Streicheln, das Umarmen. Als Theologen sollten wir uns wieder einmal bewusst machen, was eigentlich Segen ist. Segen ist in erster Linie nicht ein verbaler Vorgang, ein Wort, das aus der ferne zugesprochen wird. Segen ist ein Körperkontakt. Jesus hat den Kranken die Hände aufgelegt.

Ein Wort zum Schluss: Es besteht kein Grund zur Resignation: „Da kann man nichts mehr tun.“ Es gibt viele Möglichkeiten – bis zuletzt – diese Menschen noch zu erreichen, ihnen Sinnerlebnisse zu vermitteln, sie Sinn erleben zu lassen. Wir sind herausgefordert, immer wieder aufs Neue nach solchen Wegen zu suchen. In dieser Suche realisiert sich die Würde auch dieser Menschen, die Würde, die keine Grenzen kennt.

EIN CHRISTLICHER GARTEN FÜR BERLIN

von Dr. Thomas Brose

Zwischen Ästen glitzert etwas in der Sonne: goldfarben lackiertes Aluminium. Buchstabe um Buchstabe wächst im Erholungspark Marzahn langsam ein luftiger Wandelgang – zusammengesetzt aus lauter Texten. „HIER ENTSTEHT DER CHRISTLICHE GARTEN.“, verkündet ein großes Schild dazu. Dass ausgerechnet im Stadtbezirk Lichtenberg-Hohenschönhausen derzeit dieses besondere Vorhaben realisiert wird, ist für viele Beobachter eine echte Überraschung. Denn nur 15-20% der 250.000 Einwohner gehören selbst einer Religion an. Bei den meisten gab es über zwei Generationen kaum Berührung mit Glaube und Kirche.

1. Die christliche Tradition neu zum Sprechen bringen

Die „Gärten der Welt“ im Erholungspark laden bisher dazu ein, die Schönheiten asiatischer und orientalischer Gartenpracht zu bewundern. Aber längst hat sich das Konzept bewährt, mit den Mitteln gärtnerischer Kunst zur Verständigung über Grenzen von Kulturen, Weltanschauungen und Religionen hinweg aufzufordern – und das schien nie so wichtig wie in der Gegenwart des 21. Jahrhunderts mit globalen Spannungen, aber auch politischen Aufbrüchen. Hier können sich Besucher auf den Weg machen, mit dem Taoismus (Chinesischer Garten), dem Zenbuddhismus (Japanischer Garten), dem Hinduismus (Balinesischer Garten), dem Islam (Orientalischer Garten) sowie dem Shamanismus (Koreanischer Garten) in Berührung zu treten.

In dem auf Verständnis und Ver-

söhnung angelegten großen Gespräch war aber bisher die Stimme christlich geprägter Kulturen kaum zu hören. Daher bestand die heutige Herausforderung darin, diese Tradition im Kontext der „Gärten der Welt“ auf authentische Weise zum Sprechen zu bringen – in Gestalt des Christlichen Gartens.

Aber wie zeigt man, dass der Gott der Bibel ein Liebhaber des Lebens ist, der alles „con amore“ geschaffen hat? Auf welche Weise lässt sich überzeugend von „Eden“ erzählen – was doch soviel wie „Glück“ und „Freude“ bedeutet? Und wie muss man sich überhaupt einen Christlichen Garten vorstellen?

„Gott der Herr pflanzte einen Garten in Eden, im Osten, und setzte den Menschen hinein, den er gemacht hatte.“, wird gleich am Eingang des Gartens aus der Genesis zitiert. Dass das Paradies ein Garten ist – diese Vision von Vollkommenheit, Proportion und Schönheit hat in der christlich-abendländischen Tradition eine wunderbare Spiegelung erfahren. In

der monastischen Kultur der Benediktiner und Zisterzienser wird die Erinnerung an Eden gemeinsam mit dem Gedanken an den Garten Gethsemane in ein regelrechtes Raumkunstwerk verwandelt: den Klostergarten – gebildet aus dem Kreuzgang und dem von ihm umschlossenen Quadrat.

2. Die „Übersetzung“ eines Klostergartens: Das Wort ist Fleisch geworden

Allen, die an dem Entwurf mitgearbeitet haben, war klar: Hier geht es um den Auftrag, Besucher für die eigene, längst fremd gewordene Kultur zu interessieren. Aber wie kommt ein Klostergarten nach Berlin-Marzahn? Dazu war es zunächst nötig, die alte Vorlage in die Gegenwart zu übersetzen, um etwas ganz Neues, weltweit Einmaliges zu schaffen. Der Christliche Garten unternimmt das Wagnis, das Ur-Muster des Klostergartens in ein weitgehend säkularisiertes Umfeld zu transferieren: durch eine in den Boden eingelassene Grundfläche von



Dr. Brose, der theologisch-philosophische Berater des Projekts, vor dem Bau­schild. Der Eröffnungstermin für den Christlichen Garten ist der 29. April 2011 um 11.00 Uhr.



1000 m², auf der weißblühende Stauden wachsen, in der Mitte ein Stein, aus dem Wasser fließt: Riechen, Fühlen und Schauen dürfen in diesem Garten nicht zu kurz kommen. Und all das wird von einem offenen Arkadengang eingerahmt – einem Kreuzgang aus Buchstaben: Die Texte aus dem Alten und Neuen Testament stehen dabei nicht irgendwo drauf, sondern bilden eine sich selbst tragende Architektur. Bei strahlender Sonne funkeln und glänzen die Buchstaben golden und verweisen so auf eine tiefere, von Gott gestiftete Wirklichkeit. In Psalmen und Gleichnissen ist hier vom Säen und Ernten, von Quellen, Weinstöcken und Feigenbäumen die Rede. „Die Kräuter bieten einander den Duft ihrer Blüten; ein Stein strahlt seinen Glanz auf den anderen, und jegliche Natur hat einen Urtrieb nach liebender Umarmung“, wird Hildegard von Bingen zitiert.

Dass der Gott Abrahams, Isaaks und Jakobs, der Gott Jesu Christi, sich als Liebhaber des Lebens erweist, zieht sich wie ein roter Faden durch den gesamten Wandelgang: Von der

Erschaffung der Welt ist da die Rede, davon, dass Gott den Menschen nach seinem Bild als Mann und Frau kreiert. „UND DAS WORT IST FLEISCH GEWORDEN UND HAT UNTER UNS GEWOHNT. – ET VERBUM CARO FACTUM EST ET HABITAVIT IN NOBIS.“ Dieser zentrale Satz aus dem Johannesprolog ist überall in vielen Sprachen zu finden. Er bildet das theologische Fundament des Ganzen.

3. Das Christentum: Ein befreiender Glaube

Bei der Zusammenstellung der Texte haben wir, Jürgen Israel als Vertreter der evangelischen Kirche und ich selbst, zuständig als Theologisch-Philosophischer Berater des Projekts, eine entschiedene Auslegung des Christentums einfließen lassen. Diese ist stark geprägt von unserer widerständig-oppositionellen Erfahrung im Osten Deutschlands und von dem Erlebnis, dass Kirche Kontrastgesellschaft war und unter diktatorischen Verhältnissen zu entschiedener Achtung der Menschenrechte ermutigte. Daher ist es kein Zufall, dass

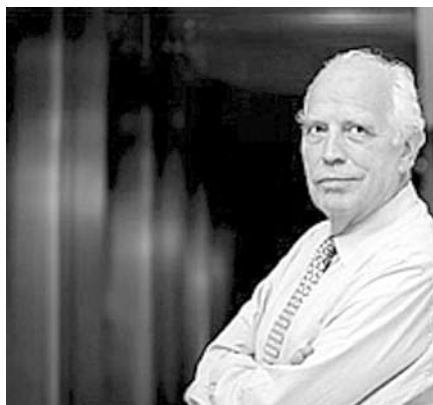
der Theologe Eugen Biser mit dem Satz zitiert wird, Jesus selbst sei „der größte religiöse Revolutionär“ in der Geschichte der Menschheit gewesen. Und Papst Johannes Paul II. ist dort mit dem Statement vertreten, wonach dem Arbeiter nicht nur Almosen zustehen, sondern das Recht auf eine persönliche Entwicklung, „wie er sie aufgrund seiner Würde als Mensch und Kind Gottes verdient.“ Und schließlich haben wir auch die „Hymne“ des friedlichen Umbruchs von 1989/90 in Europa aufgenommen: den Rocksong „Wind of Change“ von den Scorpions.

„Einer – an gott zu glauben war ihm nicht / gegeben – steht / vor gott, / und gott, gewichtend / tat und leben spricht: / ich bin mit dir zufrieden.“

Auch diese Worte des Dichters Reiner Kunze finden sich im Christlichen Garten – zur Ermutigung, sich als Suchender, Gläubiger oder Zweifelnder auf die hier gebotene Textwelt einzulassen.

Ordnungsbedarf für die internationalen Finanzmärkte

von Prof. Dr. Hans Tietmeyer



Der Autor war von 1982–1989 Staatssekretär im Bundesfinanzministerium und von 1993–1999 Präsident der Deutschen Bundesbank.

Wir veröffentlichen die Kurzfassung seines Vortrages in der Katholischen Akademikerseelsorge Berlin am 18. November 2010.

Zu den Ursachen der Krise

Anders als in vielen populären Kommentaren immer wieder behauptet wird, haben die Krisenvorgänge der letzten Jahre an den Finanzmärkten ihre zentralen Ursachen weniger in der oft zitierten „Gier der Banker“ oder ihrem „Kasino-Verhalten“, obgleich auch manches kurzsichtige und damit einseitige Verhalten von Bankern zu ihrer Beschleunigung beigetragen hat. Die jüngste Finanzkrise hat ihre primären Ursachen vielmehr vor allem in schon länger wirksamen Veränderungen von wichtigen Rahmenbedingungen sowie fehlenden oder auch zu kurzsichtigen Entscheidungen der Politik.

Hierzu nur einige kurze Hinweise:

1. Insbesondere durch die rasante Entwicklung und Nutzung der neuen **Informations- und Kommunikationstechnologie** hat es in den letzten zwei Jahrzehnten eine zuvor nicht gekannte progressive Entwicklung der Produktgestaltung sowie des Handels mit Finanzprodukten gegeben. Die neuen Technologien haben nicht nur die Internationalisierung der Märkte forciert; sie haben auch viele neue und oft nur noch für Experten verständliche Handelswege ermöglicht.
2. Diese neuen Möglichkeiten haben zugleich dazu beigetragen, dass viele Banken ihre Aktivitäten immer mehr von dem traditionellen Buy and Hold-Geschäft zu einem **Originate and Distribute-Geschäft** weiterentwickelt haben. Diese Veränderung der Aktivitäten war und ist zugleich verbunden mit der vermehrten Konstruktion

komplexer Zertifikate, zunehmender Anonymität der Geschäfte sowie auch zunehmender Erosion der traditionellen Kontrollen. In vielen Fällen war so selbst das Management der Finanzinstitute nicht mehr in der Lage, die Aktivitäten des eigenen Unternehmens voll zu überblicken und effizient zu kontrollieren.

3. Insbesondere die wachsende Internationalisierung der Aktivitäten der Finanzinstitute hat außerdem dazu beigetragen, dass die bisherigen **nationalen staatlichen Vorschriften und Aufsichtsregeln zunehmend umgangen** werden konnten. Denn wegen der unterschiedlichen nationalen Traditionen und Zielvorstellungen konnte bis zum Ausbruch der Krise noch kein hinreichend effizientes internationales oder gar weltweites Regelwerk und Aufsichtssystem entwickelt werden. Wohl gab es seit den 1980er Jahren im Rahmen der Zusammenarbeit der großen und europäischen Zentralbanken bei der Bank für Internationalen Zahlungsausgleich in Basel/Schweiz ernsthafte Bemühungen um die Entwicklung gemeinsamer Aufsichtsregeln (sog. Basel-Regeln), doch waren die Fortschritte insbesondere wegen der unterschiedlichen Traditionen und Vorstellungen zwischen den Ländern bis zum Ausbruch der Krise sehr begrenzt; denn eine Gemeinsamkeit konnte immer nur auf der Basis eines Konsenses der Vertreter aller teilnehmenden Länder erreicht werden. Insbesondere die in den angelsächsischen Ländern dominierenden Vorstellungen bestimmten so bis vor kurzem die Gestaltung und An-

wendung des sog. Baseler Regelwerkes und behinderten so auch seine Profilierung.

4. Infolge der unter 2.) bereits erwähnten Veränderung vieler Bankaktivitäten sowie der verstärkten Nutzung von teilweise großzügigen Bonuszahlungen für Mitarbeiter und Einzelgeschäfte kam es bei den Bankaktivitäten insgesamt in den letzten beiden Jahrzehnten zunehmend zu einer **wachsenden Kurzfristorientierung**. Anstelle von längerfristigen Ergebnissen spielten zunehmend die kurzfristigen Erfolge auch für die Bewertung der Banken an den Märkten eine Rolle. Und diese wachsende Kurzfristorientierung wurde noch gefördert durch die zunehmende Anwendung der im angelsächsischen Bereich schon seit längerem üblichen Mark-to-Market-Bewertungsregeln in der Rechnungslegung (anstelle von Einstandspreis-Bewertungen) und der Publikation von Quartalsergebnissen (anstelle von zuvor nur Jahresergebnissen). Diese Veränderung der Bewertungsregeln sowie die regelmäßige Veröffentlichung von Quartalsergebnissen hat insbesondere in Europa die Kurzfristorientierung der Finanzinstitute verstärkt und zugleich die Banken stärker von konjunkturellen Bewegungen abhängig gemacht.

5. Diese zunehmende Kurzfristorientierung und Veränderung der Bankaktivitäten wurde schon in den 1990er Jahren und verstärkt noch nach der Jahrtausendwende erleichtert und begünstigt durch **schwerwiegende Fehlentwicklungen in der Geld- und Wechselkurspolitik einiger großer Industrie- und Schwellenländer**. Insbesondere die lange Zeit zu ex-

pansive Geldpolitik in den USA und die de-facto-Fixierung des Wechselkurses durch China hat weltweit zu einer übermäßigen Liquiditätsausweitung beigetragen. Zwar wurden die Preissteigerungseffekte insbesondere wegen des wachsenden Wettbewerbs vieler Entwicklungs- und Schwellenländer zunächst weitgehend unter Kontrolle gehalten, die schon vor Ausbruch der Krise übermäßig starke Geldausweitung hat jedoch zugleich einen gefährlichen Beitrag für den späteren Zusammenbruch großer Teile der Finanzmärkte geleistet.

Erste Bemühungen um notwendige Korrekturen

Schon diese nur kurz angedeuteten Ursachen der Finanzkrise haben vor allem das **Fehlen eines weltweiten Ordnungssystems** deutlich gemacht. Einem solchen Ordnungssystem stehen jedoch in der Welt von heute – und wahrscheinlich auch von morgen – vor allem zwei außerordentlich schwierige Hürden entgegen,

- einerseits das Fehlen einer weltweiten Autorität für die Erstellung und Festlegung eines solchen Regelwerkes und
- andererseits das Fehlen einer weltweiten Autorität für die regelmäßige Kontrolle der richtigen Anwendung der Regeln.

Zwar hat es schon im Vorfeld der derzeitigen Krise erste Bemühungen um eine verstärkte internationale Kooperation zumindest der größeren Staaten bei der Identifizierung der immer deutlicher werdenden Schwachstellen an den internationalen Finanzmärkten gegeben; so ist beispielsweise auf meine persönliche



Initiative hin, schon im Frühjahr 1999 von den sog. G7 Staaten ein sog. Internationales Finanz-Forum (IFF) gegründet worden mit dem Mandat, die Schwachstellen des bisherigen internationalen Regelwerks und seiner Umsetzung zu prüfen und entsprechende Vorschläge zu entwickeln. Leider war diese Initiative bis zum Ausbruch der Krise nur sehr begrenzt erfolgreich, vor allem, weil die vorgesehene Einbeziehung der großen Schwellen-Länder wie China, Indien, Brasilien und Südafrika damals von amerikanischer Seite blockiert wurde und die Arbeit des IFF auch inhaltlich vor allem von angelsächsischer Seite weitgehend auf makroökonomische Themen konzentriert worden ist.

Auch der wenig später vom damaligen Managing Director des Internationalen Währungsfonds in Washington Horst Köhler gestartete Versuch zur Weiterentwicklung der Aktivitäten des Internationalen Währungsfonds (IWF) in Richtung verstärkter Finanzaufsicht über die Märkte ist leider gescheitert. Insbesondere die USA als größter Aktionär des IWF haben auch diese Initiative damals weitgehend gestoppt. Sie fürchteten einen Eingriff in ihre nationalen Kompetenzen und waren nur mit einer intensiveren Beobachtung der Märkte einverstanden.

Es bedurfte offensichtlich erst einer größeren Finanzkrise, um insbesondere in den größeren und bereits weitgehend entwickelten Ländern das Bewusstsein der wachsenden wechselseitigen Abhängigkeit der nationalen Finanzmärkte und die Einsicht in die Notwendigkeit auch international effizienterer Ordnungs- und Aufsichtsregeln zu stärken.

Neue Reform-Agenda nach Ausbruch der Krise

Schon wenige Wochen nach dem offenen Ausbruch der neuen Finanz-Krise im Herbst 2008 sind die sog. **G20 Länder** (alle großen Industrie- und Schwellenländer) in London zu einem ersten Gipfeltreffen zusammen gekommen und haben erstmals gemeinsam festgestellt, dass die Krise insbesondere auch auf das Fehlen einer angemessenen Bankaufsicht in einer Reihe von Ländern zurückzuführen sei. Und sie haben dann das IFF zum **International Financial Board (IFB)** der G20 erklärt und diesen Board dann (unter Vorsitz des italienischen Notenbankgouverneurs Draghi) zusammen mit dem **IWF** mit der Ausarbeitung eines weiterführenden Regelwerks beauftragt.

Seither ist sowohl in diesen beiden Institutionen als auch in anderen Gremien schon eine **reichhaltige Reform-Agenda** in Arbeit bzw. teilweise schon beschlossen. Hierzu nur einige kurze Hinweise:

- Als besonders wichtig eingeschätzt wird eine substantielle Stärkung der Eigenkapitalbasis der Banken. Hier sind inzwischen in den meisten Ländern bereits neue, z. T. sehr ambitionöse Anforderungen festgelegt.

- Weitgehende Einigkeit besteht inzwischen auch über die Notwendigkeit, die Risikoerfassung und -kontrolle in den Banken nachhaltig zu stärken.
- Noch umstritten sind dagegen bisher die von vielen geforderte deutliche Begrenzung des Fremdkapitalhebels (sog. Leverage-ratio) sowie die Festlegung von Mindeststandards für die Vorhaltung von Liquidität.
- Weitgehende Einigkeit besteht dagegen über die notwendige Begrenzung von Bonuszahlungen, deren Limite jedoch in nationaler Verantwortung bleiben.
- Einigkeit besteht auch über die Notwendigkeit einer Registrierung und Transparenzverpflichtung der sog. Rating-Agenturen.
- Was etwaige Sonderregeln für sog. systemrelevante Banken (Banken, deren Erhaltung für das gesamte Bankensystem als unverzichtbar angesehen wird) angeht, so ist die Diskussion noch im vollen Gange. Zwar besteht über die Notwendigkeit bereits weitgehende Einigkeit, nicht aber über konkrete Regelungen.
- Umstritten ist auch noch immer die Notwendigkeit und Sinnhaftigkeit von speziellen Kapitalverkehrssteuern.

Umsetzung und Kontrolle der vereinbarten Regeln

Trotz weitgehender Übereinstimmung über die Notwendigkeit eines möglichst weitgehend international vereinbarten oder zumindest abgestimmten Regelwerkes soll die Umsetzung der vereinbarten Regeln nach der überwiegenden Meinung primär in nationaler Hand bleiben. Nur innerhalb der Europäischen

Union soll es – zumindest teilweise – auch konkrete Gemeinschaftsregeln geben.

Diese prioritär nationale Kompetenz wirft allerdings – allen internationalen Abstimmungsbemühungen zum Trotz – noch immer die Frage auf, wie und auf welche Weise die Anwendung der nationalen Regeln auch international kontrolliert werden können. Hier gibt es zwar noch immer keine voll überzeugende Lösung, denn für die Errichtung einer speziellen weltweiten Aufsichtsbehörde mit eigener Entscheidungskompetenz gibt es – zumindest bisher – keine hinreichende Bereitschaft.

Bei dieser Sachlage sehe ich – zumindest auf absehbare Zeit – nur die Möglichkeit, den IWF zu beauftragen, bei seinen ohnedies jährlich anstehenden Prüfungen der Wirtschaftslage in den Mitgliedstaaten auch sehr sorgfältig das nationale Regelwerk und seine Anwendung in allen Ländern zu prüfen und diese Prüfungsergebnisse regelmäßig auch zu publizieren. Eine solche regelmäßige Offenlegung der Prüfergebnisse könnte und würde m. E. auch eine wichtige Kontrollwirkung entfalten.

Die Rolle des Finanzwesens in der Enzyklika Caritas in Veritate

Innerhalb der katholischen Kirche hat sich in den letzten Jahren in Rom insbesondere die Päpstliche Akademie der Sozialwissenschaften, deren Arbeiten und Protokolle auch öffentlich zugänglich sind, schon mehrfach intensiv auch mit der Bedeutung und der notwendigen Kontrolle des internationalen Finanzwesens befasst.

Darüber hinaus hat am 29. Juni 2009 auch Papst Benedikt XVI. in seiner

viel beachteten neuen Sozialenzyklika Caritas in Veritate darauf hingewiesen, dass das Finanzwesen „einer notwendigen Erneuerung der Strukturen und Bestimmungen seines Funktionswesens“ bedarf (Ziff. 65). Darüber hinaus hat er deutlich festgestellt, dass „redliche Absicht, Transparenz und die Suche nach Ergebnissen ... miteinander vereinbar (sind) und nie voneinander gelöst werden dürfen.“ Und er führt dann

weiter aus: „Wenn die Liebe klug ist, kann sie auch Mittel finden, um gemäß einer weitblickenden und gerechten Wirtschaftlichkeit zu handeln.“ Und zu Recht weist er im Schlusskapitel der Enzyklika (Ziff. 67) dann auch erneut auf „die Dringlichkeit einer Reform sowohl der Vereinten Nationen als auch der internationalen Finanz- und Wirtschaftsgestaltung“ hin. Die daran anschließende Wiederholung der

schon 1963 erstmals erhobenen Forderung von Papst Johannes XXIII. nach „einer echten politischen Weltautorität“ hat allerdings bisher in der politischen Alltagswelt noch keine Zustimmung gefunden. Bis zur Einigung auf eine solche weltweite offizielle Entscheidungsinstanz dürfte der Weg allerdings wohl noch lang sein. Aber dies sollte uns nicht daran hindern, das zu tun, was heute bereits erreichbar ist.

Aus dem Grußwort von Georg Kardinal Sterzinsky Ein Rückblick auf 50 Jahre Kurt-Huber-Kreis



„Der Weg dieses Kreises inmitten der allgemeinen Akademikerseelsorge des Bistums Berlin ist wohl vergleichbar mit immer weiter ausgreifenden Kreisen, nachdem der Stein – der Entschluss zu Glaube, Welt und Wissenschaft – einmal ins Wasser geworfen war. Zentrum und Ausgangspunkt bleibt die christliche Grundüberzeugung, die seine Mitglieder auf der Basis des Evangeliums in der Gemeinschaft der katholischen Kirche leben und reflektieren.

Der Anlass dieser Festschrift ist die Gründung des Kreises vor nunmehr 50 Jahren noch vor dem Berliner Mauerbau 1961, veranlasst durch meinen damaligen Vorgänger, Bischof Alfred Bengsch, und organisiert durch Alfred Kulok, Lehrer für alte Sprachen am Bischöflichen Vorseminar und späteren Lektor am Phil.-Theol. Studium in Erfurt. Die Leitidee verdankt sich mit der Namensgebung dem Träger und Inspirator der Münchener Widerstandsgruppe „Weiße Rose“, Prof. Dr. Kurt Huber – ein bleibendes Erbe.“

Bezugsadresse:

Kathedralforum
Bernhard-Lichtenberg-Haus
Hedwigskirchgasse 3, 10117 Berlin-Mitte

Öffnungszeiten:

Mo–Sa 11.00–17.30 Uhr
Tel.: (030) 203 48-48

E-Mail: kathedralforum@hedwigs-kathedrale.de

von P. Christian Herwartz SJ

1. Station:
Jesus wird zum Tode verurteilt



2. Station:
Jesus nimmt das Kreuz an



Weg der Liebe Gottes unter uns – Misereor-Kreuzweg 2011

Mit Jesus können wir ins Gespräch kommen: „Du kennst das Leben unterwegs. Wir finden Dich auf unseren Straßen, wo Du einen Schlafplatz suchst.“ Besonders finden wir Jesus, der ein Opfer von Machtmissbrauch ist, als Auferstandener unter jenen Menschen, die in unserer Gesellschaft beiseite gedrängt werden. Auf einige Aspekte seiner Ausgrenzung heute versuche ich im diesjährigen Misereor-Kreuzweg hin zu weisen. 1. Station: Jesus wird wieder verurteilt in den tunesischen Fischern, die 44 Menschen aus Seenot retteten und daraufhin zu 2 ½ Jahren Haft und 240000 Euro Strafe verurteilt wurden. Sie hatten Flüchtlinge vor dem Tod gerettet.

2. Station: Ohne Revolte nimmt Jesus das Urteil an und das Kreuz auf sich ähnlich den vielen Frauen, die ohne rechtlichen Aufenthalt zur Prostitution gezwungen werden. 1. Krise – Jesus fällt das erste Mal: Der sexuelle Missbrauch von Kindern und Jugendlichen. Diese Ungeheuerlichkeit ist für mich nach unseren Erfahrungen im letzten Jahr besonders nahe liegend zu nennen. Die Auferstehung Jesu von den Toten ermutigt zum Überleben der verbrecherischen Gewalttaten.

Jede/r Gläubige erinnert sich an die Gegenwart des Auferstandenen in ganz unterschiedlichen Lebenssituationen. Können wir uns darüber in Gemeinden, Gruppen, Familien austauschen und darüber unseren biblischen Auferstehungsgeschichten erzählen? Dies ist das Anliegen des Kreuzweges. Sinnvollerweise sollten dafür einige Stationen ausgewählt werden und dann über die Inhalte, nach einer Zeit der Stille und des

Gebetes, ein Gespräch folgen. Bei einem zweiten Termin können andere Stationen entsprechend der Teilnehmer ausgewählt werden. Dabei wird eine Gruppe mit Kindern andere Stationen auswählen als ein Sen-

MISEREOR
IHR HILFSWERK

ioerenkreis. Für den Erfahrungsaustausch auch über die direkte Nachbarschaft hinaus habe ich einen Blog eingerichtet: <http://nacktesohlen.wordpress.com/>.

Vor der Fastenzeit besuchten den Blog *nacktesohlen* täglich etwa 200 Personen. Hier finden sich zusätzliche Bilder und Bezüge, die eine intensivere Beschäftigung mit einzelnen Stationen unterstützen. Zum Beispiel bei der 12. Station: Dort findet sich das Foto einer Schnapsflasche, um auf die unterschiedlichen Todeswege hinzuweisen.

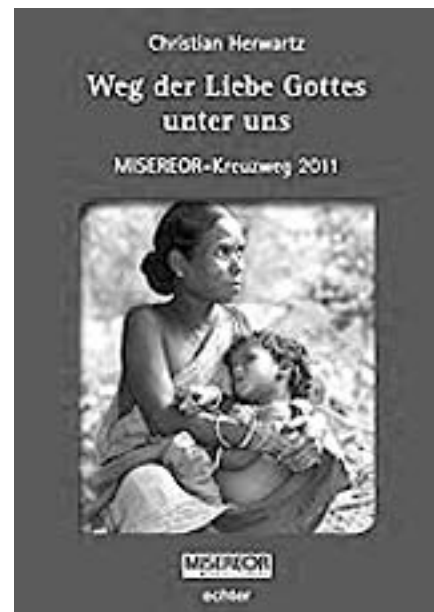


Auf dem Blog kann jede/r von eigenen Erfahrungen mit dem Kreuzweg berichten, neue Aspekte hinzufügen und aufkommende Fragen nennen. Davon wird bisher nur zaghaft Gebrauch gemacht. Sich zu ernsthaften Themen zu äußern, ist nicht so schnell getan. Beeindruckt hat mich ein Beitrag, der die Gewaltlosigkeit am Beispiel von Veronika herstellt. Sie handelt spontan und hält dann das Gesicht Jesu in den Händen. Gewaltloses Handeln ist ein Geben und Nehmen. Auch die vielen Hinweise auf Menschen in Altenheimen, Gefängnisse, Amtsmissbrauch, usw. sind aufrüttelnd. Ich bin sehr gespannt, wie diese Austauschform weiter genutzt wird.

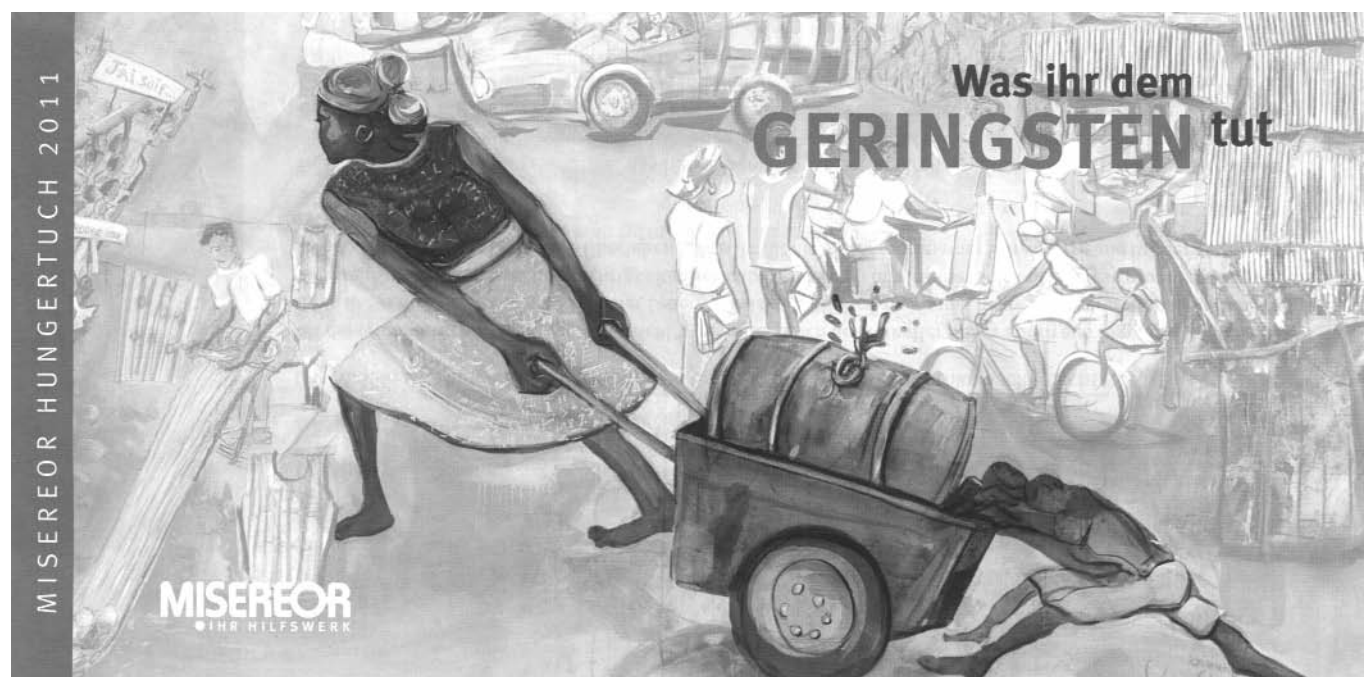
Neben den kostenlosen Materialien von Misereor – das Heft „Liturgische Bausteine“ und die dazugehörige DVD – ist der „Weg der Liebe Gottes unter uns“ auch als Buch im Echterverlag erschienen und liegt damit als persönliches Gebetsbuch vor (ISBN 978-3-429-03406-1).

Der diesjährige Kreuzweg entstand aus den Erfahrungen der Exerzitien auf der Straße (www.con-spiration.de/exerzitien). Sie richten ihr

Augenmerk auf die persönliche Begegnung der Übenden mit dem Auf-erstandenen. Dies geschieht in ganz unterschiedlicher Weise so wie Jesus den Jüngern vor 2000 Jahren als Gärtner, Fremder, Friedensboten und Fischbratender begegnete. Anfangs begleiteten die Ordensleute gegen Ausgrenzung aus Berlin diese Geistlichen Übungen. Unterdessen haben sie sich über ganz Deutschland und darüber hinaus verbreitet. Im Mittelpunkt steht als Unterstützung der Übenden die Geschichte von Moses und dem brennenden aber nicht verbrennenden Dornbusch (Ex 3). Er ist ein Bild für die Liebe Gottes, die uns zum brennen bringt, uns aber nicht verbrennt, sondern ermutigt, die Wirklichkeit zu sehen. Vor dieser Wirklichkeit Gottes zieht Mose als Zeichen des Respekts die Schuhe aus. Dazu sind wir ebenso eingeladen, wenn wir die Gegenwart Jesu in vielleicht ganz alltäglichen Situationen oder im Kontakt mit Menschen ahnen, durch die er zu uns sprechen will. Für dieses gläubige Wahrnehmen des Lebens inmitten aller Dornen unseres Alltags lädt der Misereor-Kreuzweg 2011 ein.



Der Kreuzweg von P. Christian Herwartz SJ ist auch im Echter Verlag, Würzburg erschienen (ISBN 978-3-429-03406-1).



Weniger Stress – mehr Freude: Der Elternkurs **Kess-erziehen** stellt sich vor

Kess

kooperativ | ermutigend | sozial | situationsorientiert

erziehen

*„Mit Kindern zu leben ist großartig
– und manchmal ganz schön
anstrengend.*

*Wie kann das gehen:
Kinder erziehen, ohne sich ständig
in Auseinandersetzungen und
Machtkämpfe zu verhaseln?
Und das mit einer gesunden Portion
Gelassenheit und Selbstvertrauen
und so, dass unsere Kinder
eigenständig, verantwortungsvoll
und lebensfroh werden?
Diese Fragen tauchen bei vielen
Eltern auf“*

*(Kess-erziehen -Kursleiterin
Sibylle Roß)*

Kess-erziehen: darum geht's im Elternkurs

Der Elternkurs stellt die Entwicklung des Kindes in den Mittelpunkt. Mütter und Väter von Kindern im Alter von zwei bis zehn Jahren erhalten hier eine praktische, ganzheitlich orientierte Erziehungshilfe. Gleichzeitig wird eine Vernetzung interessierter Eltern angeregt.

Kess-erziehen vermittelt praktische Anregungen für den Erziehungsalltag.

Und, noch wichtiger: eine Einstellung, die das Zusammenleben mit Kindern erleichtert.

K wie kooperativ.

Gemeinsam für ein gutes Klima und ein gutes Miteinander sorgen. Regeln vereinbaren. Konflikte so lösen, dass keiner zu kurz kommt.

E wie ermutigend.

Die Selbstständigkeit der Kinder fördern. Ihnen zumuten, die Verantwortung für ihr Handeln zu übernehmen.

S wie sozial.

Die Bedürfnisse der Kinder nach Halt und Zuwendung wie nach Eigenständigkeit und Mitbestimmung erfüllen. Und darauf achten, dass sie die Bedürfnisse der Eltern respektieren.

S wie situationsorientiert.

Die im Moment gegebenen äußeren Bedingungen berücksichtigen und achtsam sein für die vorhandenen Möglichkeiten beim Kind, bei der Mutter und dem Vater.

Kess-erziehen umfasst 5 Einheiten à 2 ½ Stunden. In vielen Gemeinden, Kitas, Schulen, Erziehungsberatungs-

stellen in unserem Erzbistum hat der Elternkurs schon stattgefunden. Bei den einen vormittags, bei anderen an 5 Abenden, und zwei Gemeinden haben sich für das Modell ‚zwei Samstage‘ entschieden und eine begleitende Kinderbetreuung organisiert.

Der Kurs **Kess-erziehen** wurde entwickelt von der Arbeitsgemeinschaft für katholische Familienbildung, AKF Bonn e.V. In allen deutschen Diözesen, auch im Erzbistum Berlin, werden Kursleiter/innen nach den Standards der AKF ausgebildet.

Wenn Sie sich für das Kurskonzept interessieren und auch in Ihrer Gemeinde, Schule oder Kita ein Elternkurs stattfinden soll, informiere ich Sie gern:

Ute Eberl
Erzbischöfliches Ordinariat
Seelsorge – Erwachsenenpastoral -
Ehe und Familie
(030) 326 84-531
ute.eberl@erzbistumberlin.de



Kursleiter/innen – Ausbildung: Kess-erziehen

In diesem Jahr findet die dritte Ausbildung für *Kess-erziehen*-Kursleiter/innen in unserem Erzbistum statt.

Die Kursleiter/innenausbildung

- führt in die Konzeption und Inhalte des Elternkurses ein „Kess-erziehen“ ein,
- vermittelt grundlegende individualpsychologische Erkenntnisse nach Alfred Adler und Rudolf Dreikurs,
- thematisiert Aspekte der Ermutigung und ermutigendes Handeln als Kursleiter/in
- Fördert die Leitungskompetenz und befähigt zur Organisation und Durchführung des Elternkurses

Die Ausbildung für den Elternkurs „Kess-erziehen“ umfasst drei Ausbildungsblöcke:

Teil I: 19.08. – 21.08.2011

Teil II: 22.09. – 24.09.2011

Teil III: 28.10. – 30.10.2011

Die erfolgreiche Teilnahme an der gesamten Kursreihe wird mit einem Zertifikat der AKF, Bonn e.V., bescheinigt, das zur Durchführung des Elternkurses berechtigt.

Voraussetzung für die Teilnahme an der Ausbildung:

- Die Bereitschaft, an allen drei Ausbildungseinheiten teilzunehmen
- Erfahrung in der Leitung von Gruppen Erwachsener
- Erziehungserfahrung mit eigenem Kind oder Arbeit mit Kindern im beruflichen Zusammenhang
- Bereitschaft, mit kirchlichen Trägern zu kooperieren

Kess

kooperativ | ermutigend | sozial | situationsorientiert

erziehen



Einen ausführlichen Flyer können Sie anfordern unter:
Tel.: (030) 326 84-530/531
oder finden Sie auch unter
www.erzbistumberlin.de
(Ehe, Familie, Alleinerziehende)

Von Rosemarie Rietz

Vergessene Frauen

39 Biografien über katholische Frauen, die in Berlin lebten und wirkten

„Ein Netz, das trägt“, so überschrieb die Katholische Frauengemeinschaft Deutschlands im Erzbistum Berlin ihr Jubiläum anlässlich ihres 50jährigen Bestehens am 25. September 2010. Zu diesem denkwürdigen Anlass wollte das Leitungsteam sich und den Frauen ein besonderes Geschenk machen – ein Buch über Frauen im Erzbistum Berlin. Die Idee wurde in verkürzter Form im Jahr 2005 zum 75-jährigen Jubiläum des Erzbistums Berlin geboren. Für die Festveranstaltung auf dem Bebelplatz präsentierte die kfd unter dem Titel „Vergessene Frauen? Auch Frauen gestalten das Bistum“ eine Tafel mit 22 kurzen Biographien von katholischen Frauen, die zeitweise oder ständig in Berlin gelebt

haben, aber selten in öffentlichen Berichten Erwähnung finden. Nach dem großen Erfolg dieser Aktion beschloss die kfd, dieses Thema weiter zu verfolgen und ein Buch daraus zu machen. Frauen, die im Verborgenen in Gemeinden und Institutionen ihre Freizeit und Arbeitskraft zur Verfügung stellen, sollten gewürdigt werden. Sie sollten endlich das Licht der Öffentlichkeit erblicken.

Für drei Jahre verbringen nun drei Frauen der kfd ihre Freizeit mit Recherchen nach weiteren Frauen, Schriftverkehr mit Angehörigen, Heimatvereinen, Ordenskongregationen; Suche nach Fotos und Abklärung der Rechte; Suche nach Büchern in Antiquariaten; Suche

Das Buch
„Vergessene Frauen“
ist erhältlich
in der Geschäftsstelle der kfd,
Klopstockstr. 31, 10557 Berlin,
Tel.: (030) 39749213
sowie im Klosterladen
Karmel Regina Martyrum
und in der Buchhandlung
Sonnenhaus.



nach einem katholischen Verlag, was nicht gelingt; Suche nach einem Graphiker und einer Druckerei; Bitte um Unterstützung durch das Erzbischöfliche Ordinariat und den Bundesverband der kfd; Bitte um Vorworte usw. Nach Fertigstellung der Berichte wandern diese zu einer Lektorin in Berlin, zum Graphikbüro caer in Düsseldorf, werden dort in eine ansprechende Form gebracht und anschließend gedruckt. Bei allen Überlegungen durfte der finanzielle Rahmen nicht überschritten werden.

Am 25. September 2010 liegt das Buch tatsächlich vor uns und kann der Festgemeinschaft als Geschenk übergeben werden. 39 Frauen sind darin näher beschrieben. Von **Marianne Saaling** (1783-1868), Gründerin des „Frauenvereins von St. Hedwig zur Pflege und Erziehung katholischer Weisenkinder“, über **Maria Terwiel** (1910-1943) und **Eva-Maria Buch** (1921-1943), beide Frauen beendeten ihr Leben unter dem Fallbeil in Plötzensee, zu **Helene Wessel** (1898-1969) und **Helene Weber** (1881-1962), zwei „Mütter des Rundgesetzes“, und drei Frauenreferentinnen des Bischöflichen Ordinariates **Margarete Sommer** (1893-1965), **Hedwig Meyer** (1909-2002) und **Helga Wiese** (1930-2009).

Unserem Titel gerechter werden aber Frauen wie **Martha Soika** (* 1928). Sie hat über ihr Leben als Seelsorgehelferin im hohen Norden des Bistums selbst berichtet, wohin es sie nach der Flucht aus Oppeln/Schlesien mit einer Zwischenstation in Döbeln verschlägt. Anschaulich schildert sie das Maß an Arbeit, das in ihrem Beruf zuerst in Anklam, dann in Barth und auf Rügen bewältigt werden muss – in schlechten Wohnverhältnissen, ohne Fahrrad und bei unzu-

verlässigen öffentlichen Verkehrsmitteln. Aber sie kann selbstständig arbeiten. Sammelt Flüchtlinge und Vertriebene, Kinder zu Beicht- und Kommunionvorbereitungen und den bis heute beliebten Religiösen Kinderwochen. Sie bereitet Gottesdienste auf den Außenstationen vor. Im Messkoffer müssen alle liturgischen Geräte, Kleidung, Bücher und Blumenschmuck mitgenommen werden. 1974 übernimmt sie in Zinnowitz auf Usedom die erste priesterlose Stelle, die einer Seelsorgehelferin übertragen wird. Nun darf sie auch noch die Verwaltungsarbeiten als Rendantin erledigen. Und trotzdem – sie berichtet, dass sie ihre Arbeit für die Bewohner und Urlauber der Insel trotz der großen Belastung immer als segensreich empfunden hat. Eine solche Frau darf nicht vergessen werden.

Zu Recht als Urgestein der kfd im Erzbistum Berlin darf man **Hildegard Osburg** (1911-2007) betrachten. Ihre Frauengruppe in St. Eduard in Neukölln ist eine der ersten, die sich der kfd anschließt. In ihrer Pfarrei übernimmt sie die Frauenarbeit, organisiert Vorträge, Feste und Ausflüge, leitet Caritassammlungen und hilft unter Pfarrer Ferdinand Bläsing ehrenamtlich im Pfarrbüro. Ihre Frauengruppe ist eine der ersten, die sich der kfd anschließt. Sie ist immer bemüht, neue Mitglieder zu gewinnen. Als sie aus Gesundheitsgründen ihren Wohnsitz in ein Wohnheim verlegen muss, übernimmt sie dort sofort soziale Aufgaben. Mit Hilfe des Pförtners macht sie die katholischen Heimbewohner ausfindig, um sie zum Hausgottesdienst einzuladen. Die Adressen erhält auch der Kaplan von St. Clara, der nun die Heimbewohner zu Gesprächen aufsuchen kann. Hildegard Osburg leistete im besten Sinne pastorale

Arbeit in ihrer Gemeinde und in der kfd und gehört zum Besten, was unserem Gedächtnis anvertraut werden sollte.

Maria Grote (1899-1967). Die Verlagsvolontärin kommt 1923 aus Düsseldorf nach Berlin, trifft Dr. Carl Sonnenschein und wird als Mitarbeiterin am Katholischen Kirchenblatt angestellt. Sie prägt es auch über den Tod von Carl Sonnenschein hinaus bis zu dessen Einstellung durch die Nationalsozialisten im Jahr 1938. In ihrem Buch „An den Ufern der Weltstadt“ gedenkt sie der Verdienste von Carl Sonnenschein. Während des Zweiten Weltkrieges betreut sie im Frauengefängnis an der Barnimstraße katholische Gottesdienste. Sie beschreibt 1949 die bewundernswürdige Haltung der Inhaftierten, die fast immer den Tod vor Augen haben, und hält fest, wie den Frauen in der Zeit, in der Recht, Gerechtigkeit und Wahrheit, Ehre und Freiheit, Menschenwürde und menschliches Leid keine Gültigkeit mehr besitzen, die Würde genommen wird. Sie gibt ihnen die Würde wieder und wir dürfen uns dankbar an Maria Grote erinnern.

Die kfd hofft, mit diesem kleinen Buch eine Lücke in der Geschichtsschreibung im katholischen Berlin zu schließen und vertraut das Buch allen Menschen an, die sich für Frauen und Geschichte in Berlin interessieren.

Geraubte Kindheit – Russische Jugendliche in deutschen Arbeitslagern – ein Buchprojekt – erstellt unter dem Dach der Caritas-Konferenzen

von Angelika Westphal



*Die Herausgeberinnen
Angelika Westphal (rechts)
und Ruth Keseberg-Alt*

Wie kam es zu diesem Buch? Seit dem Jahr 2002 beteiligen sich Frauen der Caritas-Konferenzen Deutschlands, Diözesanverband Berlin e.V., neben anderen Frauenverbänden an der Betreuung von ehemaligen KZ-Häftlingen, Ghettobewohnern und Zwangsarbeitern, die auf Vermittlung des Maximilian-Kolbe-Werkes nach Berlin kommen. Die meisten unserer Gäste aus Moldawien, Russland, Polen, Litauen, Ukraine kommen mit vielen Vorbehalten zum ersten Mal in das Land der Täter. Da liegt es an uns, sie fürsorglich zu umgeben, zuzuhören, sie unser Mitgefühl spüren zu lassen. „Es ist das erste Mal, dass sich jemand dafür interessiert, was ich durchgemacht habe“, äußerte eine der Teilnehmerinnen.

2003 kam eine Gruppe aus St. Petersburg und Karelien nach Berlin. Sie berichteten uns von ihren leidvollen Erfahrungen während des 2. Weltkrieges – mehr als sechs Jahrzehnte später. Damals waren sie Kinder. Ihre Mütter oder Großmütter wurden aus Russland als Zwangsarbeiterinnen nach Deutschland deportiert und mussten bis zur völligen Erschöpfung in Rüstungsbetrieben oder in der Landwirtschaft arbeiten. Die Kinder blieben währenddessen hungrig und unbehütet sich selbst überlassen.

Heute noch lebende Opfer haben sich in St. Petersburg zu der Gruppe „Kindheit mit dem Aufnäher Ost“ zusammengeschlossen und ihre bedrückenden Kindheitserinnerungen aufgeschrieben. Erstmals veröf-

fentlicht wurden diese Berichte in russischer Sprache im Jahr 2000.

Aber nicht nur die Kriegserlebnisse belasten diese Menschen, sondern auch die Tatsache, dass sie in ihrer Heimat über ihre Leiden als Kinder von Zwangsarbeitern nicht sprechen durften, dass sie Einschränkungen in der Schul- und Berufsausbildung hinnehmen mussten und teilweise erst nach Michail Gorbatschows „Glasnost“ in ihre Heimaterde zurückkehren konnten. Das Aufschreiben half ihnen, die Schrecken teilweise zu verarbeiten und sich aus der Sprachlosigkeit zu befreien. Die Leiterin der St. Petersburger Gruppe Nina Rudakowa fragte uns, ob wir das Erinnerungsbuch auch in deutscher Sprache herausgeben könnten, damit die Leiden der damaligen Kinder nicht vergessen werden. Diesen Wunsch haben wir gern erfüllt.

In Statistiken wird von Millionen Menschen berichtet, die während des 2. Weltkrieges gelitten haben. Unvorstellbar ist diese Zahl der Betroffenen! Aber in dem Buch, das uns anvertraut wurde, spricht der Einzelne zu uns, schreibt über sein leidvolles Schicksal.

Am 20. Februar 2011 konnten die von den Studenten Julia Kies und Olaf Schabert ins Deutsche übersetzten Erinnerungen im Bernhard-Lichtenberg-Haus in Berlin-Mitte der Öffentlichkeit vorgestellt werden. Das Geleitwort schrieb der Bundestagsvizepräsident Wolfgang Thierse, der u.a. dem Wunsch Ausdruck verleiht, dass möglichst viele junge



Das Buch „Geraubte Kindheit“ wurde am 20. Februar 2011 im Bernhard-Lichtenberg-Haus vorgegestellt. Auf dem Podium: Michail Sacharow, die Dolmetscherin, Nina Rudakowa, Joachim Jauer, Prof. Dr. Wolfgang Wippermann, Mechthild Rawert, Ruth Keseberg-Alt.

Menschen sich mit diesen Lebensberichten auseinandersetzen.

Anwesend waren auch die aus St. Petersburg eingeladenen Zeitzeugen Nina Rudakowa und Michail Sacharow. Sie berichteten von ihrer schweren Kindheit, äußerten aber auch Versöhnliches, dass z. B. ein deutscher Soldat das schussbereite Gewehr abwendete und dem kleinen Michail ein Stück Brot schenkte. Unsere Gäste drückten ihre Freude darüber aus, dass ihre Erinnerungen nunmehr auch in deutscher Sprache vorliegen. Zu dem Buch äußerten sich unter der Moderation des von seiner Arbeit beim ZDF bekannten Korrespondenten Joachim Jauer, die Bundestagsabgeordnete Mechthild Rawert, die Mitherausgeberin Ruth Keseberg-Alt und der Historiker Professor Dr. Wolfgang Wippermann. Letzterer führte u. a. aus, „dass die russischen Zwangsarbeiterinnen und ihre Kinder bei der Rückkehr in ihre Heimat lange als Verräter und Kollaborateure stigmatisiert wurden. Es sei ein Versäumnis der Historiker,

sich erst jetzt dieser Opfergruppe zuzuwenden“.

Zu der Buchpräsentation hatten wir 160 Stühle im Vortragssaal aufgestellt; diese reichten nicht aus. Und auch die 1000 Exemplare der ersten Auflage des Buches sind bereits vergriffen. U. a. orderte Herr Richter, der Leiter des Dezernats Schule, Hochschule und Erziehung im Erzbistum Berlin, für die katholischen Gymnasien 350 Exemplare.

Es ist das Anliegen der CKD im Erzbistum Berlin und der Herausgeberinnen, dass die Gräueltaten der Nazidiktatur nicht vergessen wird, dass Ältere durch dieses Buch darüber ins Gespräch kommen und junge Menschen für menschliches Leid sensibilisiert werden.

Die Buchpräsentation fand Interesse in der Presse und im Fernsehen. Durch die Möglichkeit, auch in den INFORMATIONEN des Dezernats Seelsorge darüber zu berichten, erhoffen wir uns eine weitere Verbreitung.



„Geraubte Kindheit – Russische Jugendliche in deutschen Arbeitslagern“, herausgegeben von Angelika Westphal und Ruth Keseberg-Alt
ISBN 978-3-9811977-7-8 (zba.BUCH), 124 Seiten

Der Erlös sowie Spenden gehen an die „St. Petersburger gesellschaftliche Organisation minderjähriger Gefangener von faschistischen Konzentrationslagern Wassiljewski-Insel“.



Himmel über Berlin und Brandenburg – Ehrenamtliche für die Flughafenseelsorge gesucht

Mit dem Flughafen „Willy-Brandt“ (BBI) in Berlin-Schönefeld öffnet sich im Juni 2012 ein neuer, lebendiger Ort in der Umgebung Berlins. Menschen starten hier in ferne Städte und Länder, andere kommen in Berlin/Brandenburg an oder steigen hier um. Mit ihren ganz unterschiedlichen Geschichten treffen sie aufeinander, erzählen von ihren Hoffnungen oder Enttäuschungen.

Fluggäste, Mitarbeiterinnen und Mitarbeiter des Flughafens, Besucher und Andere seelsorglich zu begleiten, ist Aufgabe der Flughafenseelsorge. Wir, Pfarrer Justus Fiedler von der Ev. Kirche und Pfr. Bernhard Motter vom Erzbistum Berlin, suchen Ehrenamtliche, mit denen wir ein Team bilden wollen, das uns unterstützt. Es erwartet Sie ein spannendes und herausforderndes Ehrenamt am neuen Stadttor Berlins.

Wenn Sie sich vorstellen könnten, mit uns am Flughafen Menschen beizustehen, bei Gottesdiensten, Segnungen und dem kulturellen Programm in der Kapelle mitzuwirken sowie kirchliche Präsenz am Flughafen zu zeigen, sind Sie herzlich willkommen.

Sie werden von uns kostenfrei an zwei Wochenenden und sechs einzelnen Tagen über ein halbes Jahr hinweg auf den ehrenamtlichen Dienst in der Flughafenseelsorge vorbereitet.

Anschließend begleiten wir Sie bei regelmäßigen Treffen mit Fallsprechungen und Erfahrungsaustausch.

Wir erwarten von Ihnen, dass Sie Mitglied in der evangelischen oder katholischen Kirche sind und dass Sie bereit sind, regelmäßig Dienste am neuen Flughafen zu übernehmen.

Englische Sprachkenntnisse sind von Vorteil.

Sie erreichen uns über:

(030) 60 91-57 46 oder j.fiedler@ekbo.de

Herausgegeben vom

Dezernat II – Seelsorge des Erzbischöflichen Ordinariats Berlin,

Postfach 040406, 10062 Berlin,

Tel.: (030) 32 684-530, Fax: 32 684-75 30,

E-Mail: kategoriale.seelsorge@erzbistumberlin.de

Verantwortlich: Ordinariatsrat Dr. Stefan Dybowski

Redaktion: Hermann Fränkert-Fechter, Bärbel Arslan

Layout: Wilfried Löpke, Druck: Rainer Breuer

Unter deinem Schutz und Schirm Wallfahrten zur Schutzmantelmadonna in Alt-Buchhorst



„Der Weg ist das Ziel“ gilt bei Wallfahrten nur bedingt. Das trifft auch auf die Wallfahrten nach Alt-Buchhorst zu. Die diözesanen Treffen der Familien und der Senioren unseres Erzbistums sind zum festen Bestandteil im Jahreskalender geworden. Aufmachen aus dem Alltag, eine Wegstrecke miteinander zurücklegen, Ankommen um zu Feiern mit Gottesdienst und dem gemeinsamen Verweilen bei Gespräch, Information, Spiel und Spaß, kurz gesagt ein Wellnessstag für die Seele erwartet die Teilnehmenden bei der Schutzmantelmadonna auf dem Gelände des Christian-Schreiber-Hauses in Alt-Buchhorst. Das Umkehren und Aufbrechen zurück in den Alltag mit den Erfahrungen des Wallfahrtstages, nach dem Wiedersehen mit alten Bekannten, dem Knüpfen neuer Kontakte und dem gemeinsamen Gebet gibt den Wallfahrerinnen und Wallfahrern Stärkung und neuen Schwung in der Nachfolge Christi.

Bei den Wallfahrten im letzten Jahr 2010 hat Kardinal Georg Sterzinsky dazu aufgerufen, sich stärker auf die Wallfahrten einzulassen. Er bat darum, die Terminpläne der Gemeinden auf die Familien- und Seniorenwallfahrt abzustimmen und den Wallfahrten den Vorzug vor eigenen Veranstaltungen wie Pfarrfesten zu geben.

Vor der Wende war insbesondere die Familienwallfahrt ein Muss der Katholiken für Groß und Klein. Inzwischen tragen viele Mitglieder in allen Teilen des Erzbistums die Wallfahrten mit. Jedes Jahr wechselt die Vorbereitung von einem Stadtdekanat zum nächsten. Nach dem

Dekanat Reinickendorf 2010 gestaltet das Dekanat Mitte in diesem Jahr den Wallfahrtstag. 2012 wird diese Aufgabe das Dekanat Pankow übernehmen.

Bei der Wahl des Themas für den Wallfahrtstag hilft immer wieder der erste Blick auf die Schrifttexte des jeweiligen Tages. Der zweite Blick ist auf die eigenen Stärken des vorbereitenden Dekanates gerichtet, sei es bei der Wahl der Musik, den Elementen für das Zwischenprogramm und die Wallfahrtstunde oder die Vorstellung von Projekten, denen die Kollekte des Gottesdienstes zufließen soll.

„Gott liebt diese Welt“

hat das Dekanat Mitte für die diesjährige Familienwallfahrt am Sonntag, den 19. Juni (Dreifaltigkeitsfest), als Thema gewählt.

Die Grundstruktur der Wallfahrtstage ist jedes Jahr gleich

- Wallfahrtsweg (Shuttle-Bus von Erkner zum Ausgangspunkt Nähe Regionalbahnhof Fangschleuse)
- Eucharistiefeier auf dem Hauptgrundstück des Christian-Schreiber-Hauses
- Picknick auf dem Wassergrundstück
- Zwischenprogramm insbesondere für Kinder und Jugendliche
- Informationsstände und Beratung von Gruppen und Verbänden, Bücherverkauf
- Wallfahrtsstunde (z. B. mit einem Musical oder Theaterspiel)
- Abschlussandacht und Rückreise

(Shuttle-Busse zum Bahnhof Erkner)

und doch ist es jedes Jahr etwas Neues.

„Von Jesus führen lassen“

lautet das Motto der Seniorenwallfahrt am Mittwoch, den 29. Juni (Peter und Paul). Diese Wallfahrt wird von der AG Senioren des Erzbistums Berlin in Zusammenarbeit mit Gruppen und Einzelpersonen vorbereitet und gestaltet. Bei der Seniorenwallfahrt wird oft schon die Anreise zu einem geistlichen Erlebnis. Das Angebot zum Empfang des Bußsakramentes wird besonders gern wahrgenommen, die gemeinsame Eucharistiefeier und das Beisammensein mit Mittagessen bei Gesang und Information sowie die Eucharistische Andacht zum Abschluss sind feste Bestandteile des Wallfahrtstages der Senioren.

Besonders gern nehmen die Teilnehmerinnen und Teilnehmer der Wallfahrten die Anwesenheit der Bistumsleitung wahr und freuen sich auch auf die Gespräche mit vielen Geistlichen aus dem Erzbistum.

Dankbar wird auch die Gastfreundschaft der Mitarbeitenden des Christian-Schreiber-Hauses, der Franziskanerinnen vor Ort und der Helferinnen und Helfer des Jugenddiakonates angenommen. Bei der Seniorenwallfahrt wird durch die Schülerinnen und Schüler der Edith-Stein-Schule, die Ausgabe des Essens vornehmen eine angenehme Atmosphäre erzeugt.

Die Einladung lautet: Geh mit – sei dabei! Gemeinsam auf dem Weg. Das Ziel heißt: Gott

Michael Jutkowiak

ERZBISTUM BERLIN – GESICHTER UND GESCHICHTEN

PORTRAITS, INTERVIEWS, BERICHTE

Verschiedene Autorinnen und Autoren stellen Männer und Frauen, Priester, Diakone, Ordensschwester und Laien, Jüngere und Ältere aus dem ganzen Erzbistum Berlin von der Insel Rügen bis in den Fläming, von Schwedt bis Michendorf, von Lichtenrade bis Reinickendorf, von Neukölln bis Charlottenburg vor. Walter Wetzler sind eindrucksvolle fotografische Portraits dazu gelungen. Entstanden ist kein Schematismus, sondern ein facettenreiches Bild von Menschen, die dem Erzbistum Berlin ein Gesicht geben.

Erzbistum Berlin **Gesichter und Geschichten**

Portraits, Interviews, Berichte



Morus Verlag

144 Seiten, Paperback, Morus Verlag, ISBN 3-87554-408-4, 9,95 € im Buchhandel erhältlich